Die Zukunft.

Socialistische Revue.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

A. Bebel, J. Ph. Becker (Genf), E. Bernstein, Louis Bertrand (Brüssel), W. Blos, W. Bracke, E. Bruck, Dr. K. Brunnemann, Dr. Ludw. Büchner, B. Collin (Basel), J. Dietzgen, Dr. A. Douai (Irvington, U. S.), Dr. A. Dulk, H. W. Fabian, L. Frankel (Budapest), A. Freeman (Wien), A. Geib, Dr. Geiser, Dr. Gnocchi (Mailand), H. Greulich (Zürich), P. Grottkau (Chicago), Jules Guesde (Paris), W. Hasenclever, Max Kaiser, K. Hirsch, P. Lawroff (Paris), Dr. M. Lehn, W. Liebknecht, Jacquette Liljenkrantz (Kopenhagen), Dr. Bol. Limanowski (Lemberg), P. Lossau, C. Lübeck (Zürich), B. Malon (Lugano), Joh. Most, M. Neisser, Dr. de Paepe (Brüssel), Dr. Prome, Dr. M. Ratkowsky (Wien), E. Reinthal (Graz), M. Rittinghausen, Reinh. Rüegg (Zürich), Ed. Sack, A. Scheu (Edinburgh), Max. Schlesinger, K. Schneidt, Dr. med. Stamm, Dr. Geo. Stiebeling (New-York), G. Vollmar, L. Viereck, Dr. F. Wiede (Zürich), J. Zuppinger (Baden, Schweiz).

Erster Jahrgang. **Heft 19.** 1. Juli 1878.

Inhaltsverzeichniß.

Die geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat 569
Die Baboeuvisten. (Schluß) 577
Wilhelm Weitling und sein System der Harmonie und Freiheit . . 583
Friedrich Albert Lange und der Staatssocialismus 594
Recensionen 596
(Dr. W. Schaefer: Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftsstaates mit der menschlichen Natur. — L. Aschieri: Della questione sociale. — Riordinamento sociale, per l'Avvocato C. F. — Die Lösung der socialen Frage vom Standpunkte der Wirklichkeit und Praxis. Von einem praktischen Staatsmanne.)

Berlin SO., 1878.

Verlag der Allgemeinen Deutschen Associations-Buchdruckerei
(Eingetragene Genossenschaft)
Kaiser Franz-Grenadier-Platz 8a.

Einzelne Nummern der „Zukunft" kosten 30 Pf.

Die geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat.

Unverständige Eltern begehen bei der Erziehung ihrer Kinder häufig den Fehler, viel zu sehr auf frühzeitige Entwickelung der geistigen Fähigkeiten zu sehen und darüber die körperliche Ausbildung zu vernachlässigen. Da wird solch' armer Junge schon vor dem sechsten Jahre zum Lesen und Schreiben angehalten, da muß er lernen und immer wieder und immer mehr lernen, so daß der noch in der Entwickelung begriffene und frische Luft, Bewegung und dazu die nöthige Ruhe brauchende junge Körper den geistigen Anstrengungen nicht genügend gewachsen ist. Solche Eltern vergessen den alten, wahren Satz, daß nur in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohnen könne.

Ein Blick auf die jungen, studirenden Leute zeigt, daß unsere Gymnasial-Bildung die geistige Entwickelung meist auf Kosten der körperlichen Ausbildung befördert. Denn auch in unseren höheren Schulen wird den Leibesübungen, der physischen Ausbildung viel zu wenig Rechnung getragen; wir haben daher unter den „studirten Leuten" gewiß viel Wissen und Gelehrsamkeit, aber recht wenig körperlich tüchtige Männer.

Der deutschen Socialdemokratie wird nun häufig ein Vorwurf gemacht, der lebhaft an das unverständige Erziehungssystem erinnert, von dem ich soeben gesprochen habe. Von allen Seiten tadelt man, daß die junge Partei sich noch nicht oder noch ganz ungenügend mit der Lösung der wissenschaftlichen Probleme des Socialismus beschäftigt habe. Wir könnten, sagt man, wohl im Großen und Ganzen schon sagen, wo hinaus wir wollen, seien aber nicht im Stande, irgend welchen ausführlichen Plan zur Durchführung unserer Ideen zu entwerfen.

Mir kommt das gerade so vor, als wenn man von einem jungen, noch in der Entwickelung begriffenen Menschen verlangen wollte, er solle schon einen festen Plan entworfen haben, nach welchem er seine fernere Ausbildung, seinen späteren Beruf und die specielle Art und Methode desselben zu betreiben gedenkt.

Die socialistische Partei in Deutschland ist eigentlich erst 15 Jahre alt; die wilde Gehässigkeit, mit welcher man sie beim Auftreten Lassalle's behandelte, die vielen Verfolgungen und materiellen Schädigungen, denen ihre Anhänger ausgesetzt sind, haben es zu Wege gebracht, daß sie sich bisher hauptsächlich aus den Arbeiterkreisen recrutirt hat. Die natürliche Folge ist ihr starkes Wachsen in die Breite; in einem so kräftig entwickelten Körper vermag aber auch der Geist in kurzer Zeit Das nachzuholen, was bei einer weniger kräftigen Constitution vielleicht schon früher geleistet worden wäre. Gebe man dem Socialismus nur Raum, so wird er auch in geistiger Beziehung in derselben Weise wachsen und gedeihen, wie es in körperlicher Hinsicht, d. h. in der Zahl seiner Anhänger, bereits wider Erwarten seiner Gegner geschehen ist.

Keiner unserer Parteigenossen wird die Behauptung aufstellen, daß wir schon in unserem Programm einen bis in die Details ausgearbeiteten Plan für den erstrebten Zukunftsstaat besitzen; deshalb sollten sich auch ehrliche und wohlwollende Menschen nicht vor den scheinbaren Consequenzen unserer Forderungen fürchten, vielmehr bedenken, daß Vieles, was unter den bestehenden Verhältnissen in schroffer, oft einseitiger Weise gefordert wird, gewissermaßen nur dem mit groben Strichen gezeichneten Umriß eines Gebäudes zu vergleichen ist. Bei der Bau-Ausführung wird die praktische Erfahrung gewiß noch Manches ändern, wenn eine derartige Aenderung eben im allgemeinen Interesse als nothwendig und nützlich erkannt wird.

Das gilt, meines Erachtens, besonders von der im Princip geforderten Uebertragung der gesammten Production an den Staat. Ich habe bereits in Nr. 18 auf den Werth und die Wirksamkeit einer Organisation der einzelnen Wirthschafts-Communen aufmerksam gemacht und bin der Ansicht, daß der Socialismus sich in diesen einfachen Gesellschaftskörpern zuerst einnisten und von hier aus immer weitere Dimensionen annehmen wird.

Geschieht das aber, dann braucht man gar keine Furcht davor zu haben, daß der geistigen Production nicht genügender Spielraum bleiben werde, um sich in individueller Freiheit zu entfalten.

Ich habe ferner in dem eben citirten Aufsatz schon darauf hingewiesen, daß sich die Production nach dem localen und individuellen Bedarf richten müsse und naturgemäß auch richten werde. Ich habe betont, daß meiner Ansicht nach zuerst für Befriedigung des absolut nothwendigen Bedarfs gesorgt werden müsse. Das ist eine auch schon heute als berechtigt anerkannte Forderung, die zu erfüllen jede politische Gemeinde nach den bestehenden Gesetzen gezwungen ist. Es soll kein Mensch Hungers sterben; die Verpflichtung zur Erhaltung der Ortsarmen besteht in allen civilisirten Ländern, trotz Malthus.

Zur weiteren Versorgung des Bedarfs mit den relativ nothwendigen Gütern werden unsere Ideen ja auch schon vielfach als möglich und durchführbar anerkannt; nur die Bedürfnißbefriedigung des Luxus, zu dem doch sicherlich die schriftstellerischen Arbeiten und die wissenschaftlichen und technischen Versuche zu rechnen sind, hält man unter einer centralisirten und organisirten Arbeit für geradezu unmöglich.

So schreibt Herr Lindwurm (s. S. 520 d. Bl.):

„Bis heute sind die Socialdemokraten die Antwort auf den Einwand schuldig geblieben: wer bestimmt, nach der Durchführung der Organisation der Arbeit zum Zwecke der Beseitigung der gegenwärtigen planlosen Production, das, was geschrieben und gedruckt werden soll? oder wer kann nur darüber entscheiden, was erfunden werden, resp. was als nützliche Erfindung gelten soll? Hier sitzt die Achillesferse des Gedankens der Organisation der Arbeit, und so lange, als die Socialdemokraten nicht anzugeben wissen, wie die Gewährleistung der durch ihren Plan bedrohten geistigen Freiheit geschehen kann, werde ich Gegner derselben bleiben müssen."

Wenn dies das einzige Bedenken ist, welches Herrn Dr. Lindwurm noch von dem Beitritt zur Socialdemokratie abhält, dann gebe ich mich der Hoffnung hin, ihn recht bald als geschätzten Mitarbeiter dieses Blattes begrüßen zu können. Denn das, was Herr Lindwurm als Consequenz der Organisation der Arbeit ansieht, ist durchaus keine Consequenz dieses Gedankens, sobald man denselben nur nicht in einseitigster Weise auffaßt. Für einen Socialistenstaat, in welchem die geistige Freiheit seiner Bürger nicht mindestens ebenso gut garantirt ist, als im heutigen Staat, würde auch ich, und

gewiß Tausende meiner Gesinnungsgenossen mit mir, bestens danken!

Wer sich den social organisirten Staat nicht anders als in der Form einer großen Kaserne zu denken im Stande ist, glaubt natürlich auch, daß dann allen Menschen nicht nur ihr Tagewerk, sondern auch ihre Wohnung, ihre Kleidung, ihr Essen und Trinken compagnieweise zugetheilt wird. Eine derartige Vorstellung spukt, wie zugestanden werden muß, in so manchem Kopf, und da ist dann selbstverständlich weder von freier Berufswahl, noch von geistig freier Entwickelung viel die Rede.

Stelle man sich doch aber die social organisirte Gesellschaft in der Form von Wirthschafts-Communen vor. Da ändert sich das Bild mit einem Schlage!

Wer hat denn nicht schon eine Beschreibung der Krupp'schen Fabrikstadt gelesen? Da haben alle Angestellte und Arbeiter, obgleich nach den verschiedensten Seiten hin productiv thätig, doch gewiß nicht ihre freie Individualität, ihre geistige Productivkraft verloren und doch sind sie Mitglieder einer großen Wirthschafts-Commune, in welcher alle dort ansässigen Personen gegen Lohn arbeiten. Denke man sich nun diesen Lohn, d. h. die Kaufkraft jedes Einzelnen mit dem Ertrage der Arbeit mitsteigend; denke man sich noch, daß eine bestimmte Quote von dem erzielten Productwerth als Grundrente an den Staat oder die Provinz abzuführen ist, so hat man ein Bild von einer Wirthschafts-Commune, wie ich sie mir vorstelle.

Herr Krupp hat für seine nach Tausenden zählenden Arbeiter und Angestellten einen eigenen Consumverein gegründet, welcher eine sehr große Zahl der verschiedensten Gebrauchsgegenstände aus erster Hand bezieht und den Mitgliedern zum Kostenpreise abläßt. Es fällt keinem Menschen ein, hierin eine freiheitfeindliche Beschränkung in der Wahl der Genußmittel zu finden; wird ein oder der andere Gegenstand gewünscht, der dort nicht auf Lager gehalten wird, so läßt sich derselbe leicht und schnell durch Vermittelung des Magazins beschaffen.

Man wird sich den social organisirten Staat aus einer Zahl von Wirthschafts-Gemeinden bestehend denken müssen, die gemeinsam produciren und durch Vermittelung eines großen Consum-Vereins ihre Bedürfnisse an Genußmitteln, die nicht an Ort und Stelle selbst producirt werden, beziehen.

Unter solchen Verhältnissen erscheint die Frage des Herrn Lindwurm fast schon komisch. Wer bestimmt, was geschrieben werden soll? Niemand! In einer auf Freiheit und Gleichberechtigung aller Angehörigen basirten Wirthschafts-Commune wird nicht nur jedem Kinde unentgeltlicher Unterricht ertheilt, sondern auch allen jungen Leuten fort und fort Gelegenheit zur weiteren Ausbildung in den verschiedensten Fächern des Wissens gegeben werden können. Wer Lust und Neigung hat, die arbeitsfreie Zeit zum Studium zu benutzen, wird durch die unentgeltlich zu habenden Bildungsmittel in seinen Bestrebungen sicherlich mehr gefördert, als es heute der Fall ist. Es schreibt also, wer Lust dazu hat!

Man wendet von gegnerischer Seite zwar häufig ein, geistige Arbeit verträge sich nicht mit körperlicher Arbeit. Erwiesener Maßen sehr mit Unrecht. Spinoza hat sich sein Brod als Glasschleifer erworben und nebenbei seine philosophischen Werke geschrieben; Jean Jacques Rousseau verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit Notenschreiben; und doch steht unsere ganze bürgerlich liberale Gesellschaft auf dem von diesem Denker trotz des Notenschreibens gelegten Grunde!

Geistige Thätigkeit läßt sich nicht nur mit körperlicher Arbeit vereinigen, sondern wird gerade durch diesen Wechsel productiver sein, als ohne denselben. Lernen doch schon Kinder und junge Leute besser bei einem Wechsel von Unterricht, Spiel

und wirklicher Arbeit. So citirt Marx (Kapital, 1. Auflage, S. 475) folgende, dem Untersuchungscommissär abgegebene Aussage eines Seidenfabrikanten: „Ich bin durchaus überzeugt, daß das wahre Geheimniß der Production tüchtiger Arbeiter gefunden ist in der Vereinigung der Arbeit mit Unterricht von der Periode der Kindheit an. Natürlich muß die Arbeit weder zu anstrengend, noch widerlich und ungesund sein. Ich wünschte, meine Kinder hätten Arbeit und Spiel zur Abwechselung von der Schule."

Auf derselben Seite citirt Marx die folgende Stelle aus dem Bericht eines Fabrik-Inspectors: „Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der anderen und folglich viel angemessener für das Kind, als die ununterbrochene Fortdauer einer von beiden. Ein Junge, der von Morgens früh in der Schule sitzt, und nun gar bei heißem Wetter, kann unmöglich mit einem andern wetteifern, der munter und aufgeweckt von seiner Arbeit kommt."

Marx fährt dann fort: „Weitere Belege findet man in Senior's Rede auf dem sociologischen Congreß zu Edinburgh, 1863. Er zeigt hier auch, wie der einseitige, unproductive und verlängerte Schultag der Kinder der höheren und mittleren Klassen die Arbeit der Lehrer nutzlos vermehrt, „während er Zeit, Gesundheit und Energie der Kinder nicht nur fruchtlos, sondern absolut schädlich verwüstet."

„Aus dem Fabriksystem, wie man im Detail bei Robert Owen verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter productive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Production, sondern als die einzige Methode zur Production vollseitig entwickelter Menschen."

Ist der Wechsel von körperlicher Arbeit und geistiger Thätigkeit nothwendig zur Production allseitig entwickelter Menschen, dann ist derselbe Wechsel auch nothwendig zur Verhütung einer Verkümmerung der allseitig entwickelten Menschen. Natürlich wird dann nicht mehr so viel geschrieben werden, als heute, wo eine Unzahl Menschen das Schreiben zu ihrem alleinigen Broderwerb gemacht haben. Sehe man sich doch nur an, was heute zusammengeschrieben wird und zusammengeschrieben werden muß.

Da sind zuerst unsere Zeitungen, welche, leider! beinahe die einzige Lectüre der Mehrzahl aller Menschen ausmachen. Gefüllt müssen die Spalten werden, und wenn es an directen und wirklichen Neuigkeiten und Nachrichten fehlt, dann müssen sich die armen „Tintensclaven" auf die Suchjagd nach Gedanken und Stoffen begeben, welche, mit der gehörigen Zahl von Phrasen versehen, dem Lesebedürfniß unserer Zeitgenossen genügen.

Wenn unter hundert heutigen Tages erscheinenden Büchern eine gewissenhafte Auswahl getroffen werden könnte, ich bin überzeugt, daß 90 davon vernichtet werden dürften, ohne daß der Menschheit ein einziger originaler Gedanke verloren ginge. Die naturgemäß eintretende quantitative Verminderung in der Schreiberei wird in der Wirthschafts-Commune reichlich durch qualitative Leistungen ausgeglichen werden.

Schreiben wird dort also Jeder können, so viel und was er will. Fragt sich, was gedruckt werden soll.

Meines Erachtens wird bei dem Betriebe der Druckereien ebenso der Bedarf entscheiden, wie bei allen anderen Productionen. Stellt sich das Bedürfniß nach verschiedenen Zeitungen, nach verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften heraus, finden sich Leser und Abonnenten genug, um die Druckkosten zu decken, so ist gar kein Grund zu finden, weshalb die Druckereien den ihnen zugehenden Druckaufträgen nicht nachkommen sollten. Quali-

ficirte Mitarbeiter sind in größerer Menge vorhanden, als heute; diese haben durch die freiheitlichen Institutionen auch viel mehr Gelegenheit, Proben ihrer Geistesproducte vor größeren Mengen von Zuhörern vorzutragen und unter denselben Abonnenten und Subscribenten zu sammeln. Schriftsteller, welche sich durch besondere Leistungen schon hervorgethan haben, werden ohne Zweifel leicht die nöthige Zahl von Subscribenten für ihre Werke finden; für Arbeiten noch unbekannter Personen wird die Schwierigkeit bei weitem geringer sein, als heute, wo die Herren Verleger in vielen Fällen gar nicht in der Lage sind, den Werth des Manuscripts richtig zu würdigen und zu schätzen.

Man vergesse nur nicht, daß das Proletariat der Feder in einer auf wirklicher Arbeit basirenden Gesellschaft ebenso aus der Welt geschafft oder doch auf ein Minimum reducirt ist, als das andere Proletariat. Wo jeder arbeitsfähige Mensch arbeitet und für seine Arbeit auch eine genügende materielle Existenz findet, werden nur wirklich befähigte Menschen ihre Mußestunden mit schriftstellerischer Thätigkeit ausfüllen. Quantitativ, ich wiederhole es, wird diese Art der Production wohl zurückgehen, sicherlich aber nicht qualitativ.

Nun denken freilich fast alle jetzt von ihrer Feder lebenden Menschen, es sei ohne Aussicht auf materiellen Gewinn ganz unmöglich, zu schreiben. Das zeugt jedoch von sehr großer Unkenntniß der menschlichen Schwächen. Die Schriftsteller-Eitelkeit ist seit lange sprüchwörtlich geworden. Man kann sich ja täglich davon überzeugen, wie groß das Streben jedes Federhelden ist, sich gedruckt zu sehen, seinen Namen und seine geistigen Producte, seien es auch noch so schlechte Verse, citirt zu hören. Das dürfte also auch in einer besser organisirten Gesellschaft ein Sporn zu geistiger Production sein, der nicht zu gering angeschlagen werden darf. Selbstverständlich kann und wird jede bedeutendere Leistung, die durch Nachfrage nach dem betreffenden Buche Anerkennung findet, auch einen materiellen Vortheil für den Schriftsteller nach sich ziehen.

Die Wirthschafts-Commune, welche durch den Druck, Verlag und den Absatz eines viel begehrten Buches viel Genußmittel von außerhalb beziehen kann, wird den Schriftsteller durch Entbindung von jeder ihm unliebsamen Arbeit, durch Zuwendung einer besonders angenehmen Wohnung, durch Gewährung eines jährlichen Extrahonorars gern entschädigen, wenn nicht in solchen Fällen der Staat eingreift und dem Genie eine entsprechende Stellung gewährt. Das scheint mir so naturgemäß, so einleuchtend, daß ich gar nicht verstehe, wie unsere gelehrten Kreise im Socialismus eine Gefahr für Kunst und Wissenschaft erblicken können.

Verkannte Genies wird es immer geben. Steht denselben aber die Welt offen, können sie in Folge der Freizügigkeit und gestützt auf ihre, durch reell productive Arbeit materiell gesicherte Existenz ihren Wohnsitz wechseln und so die Probe auf das Sprüchwort machen, nach welchem der Prophet im Vaterlande nichts gilt, dann kann man mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß sie für ihre Verdienste weit leichter Anerkennung finden werden, als das unter den bestehenden Verhältnissen möglich ist.

Große Talente und wirkliche Genies haben sich auch unter den heutigen Verhältnissen schon häufig Bahn gebrochen und Anerkennung verschafft. Wie viele aber unentwickelt zu Grunde gegangen sind, welche Schätze die Gesellschaft dadurch verloren hat, das ist gar nicht abzusehen. Sobald nun jedem Kinde, jedem jungen Menschen Raum und Gelegenheit zur Ausbildung gegeben wird, kann und muß sich jedes Talent frühzeitig bemerkbar machen. Bei einer gleichmäßigeren Vertheilung der Genußgüter, nach Beseitigung der Klassen-

Unterschiede und Vorurtheile wird die wissenschaftliche oder künstlerische Leistung entscheiden, ob dieser oder jener junge Mann in dieser oder jener Wissenschaft und Kunst noch weiter unterrichtet werden soll oder nicht. Heutzutage entscheidet in dieser Hinsicht fast allein der Geldbeutel seiner Eltern. Dann aber nur seine Fähigkeit, sein Wissen, sein Fleiß.

Durch den Kunstsinn eines Fürsten wurde es dem Kammerlakaien Rauch allein möglich, sich zu einem der ersten Künstler auszubilden; hätte er seinen Beschützer nicht gefunden, so wäre er sicherlich als Kammerdiener gestorben und verdorben. Wenn nun aber ein derartiges Talent schon von früher Jugend auf Gelegenheit hat, sich zu entfalten, wenn ihm die materielle Noth nicht die Flügel brechen kann, wer wollte bezweifeln, daß es bei der weit größeren Bildung aller Menschen nicht bald die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und dadurch vor Verkümmerung und Untergang gesichert werden würde?

Der vernünftig sich entwickelnde und der Natur, den Anlagen und Bedürfnissen der Menschen Rechnung tragende Socialismus wird der geistigen Freiheit, der Kunst und Wissenschaft keine Fesseln schlagen, im Gegentheil die Schranken niederbrechen, welche jetzt dem Flügelschlag jeder freien Seele den Raum verengen! —

„Wer kann nur darüber entscheiden, was erfunden werden resp. was als nützliche Erfindung gelten soll?" — so fragt Herr Dr. Lindwurm. Wird denn überhaupt heute bestimmt, was erfunden werden soll? Wird denn heut' eine Entscheidung darüber getroffen, was als nützliche Erfindung gelten soll? so möchte ich fragend antworten.

Die Erfindungen, sagen wir besser, die Entdeckungen lassen sich in zwei größere Abtheilungen zerlegen: in Entdeckungen von mehr oder minder rein wissenschaftlichem Werth, und in Erfindungen, welche einen directen Vortheil bei der Production gewähren. Ich weiß recht gut, daß diese Eintheilung nicht auf allseitige Zustimmung rechnen kann; was zuerst als rein wissenschaftliche Entdeckung erscheint, wird häufig bald in eine für die Gesellschaft im hohen Grade nutzbringende Erfindung umgestaltet. Man denke an die Darstellung der ätherischen Oele aus dem Steinkohlentheer und an die heutigen Anilinfarben; an die scheinbaren Spielereien mit dem Magnet und der Elektrisir-Maschine und an den heutigen Telegraphen; an die alte, in den Schaubuden gezeigte Camera obscura und an die jetzige Photographie und an hundert ähnliche praktische Resultate rein wissenschaftlicher Experimente.

Wenn man aber auch an Erfindungen und an Entdeckungen denkt, welche voraussichtlich niemals einen directen praktischen Nutzen gewähren, und wenn man dann meint, für solche Sachen werde der Socialismus keine Mittel und keine Gelegenheit bieten, so scheint mir diese Ansicht doch durchaus unbegründet. Selbst unsere allen Idealen indifferent gegenüberstehende, fast nur auf Vermehrung des Reichthums erpichte Gesellschaft und der von ihr beherrschte Staat hat so manche Anstalten getroffen, so vielfache Mittel für rein wissenschaftliche Studien angewiesen, daß man von einer im Durchschnitt höher gebildeten und daher für idealere Bestrebungen empfänglicheren Gesellschaft weit größere Leistungen in dieser Richtung zu erwarten berechtigt ist.

Ist es denn denkbar, daß die nach Verbesserung der Lage aller ihrer Glieder, nach Glück und Lebensgenuß strebende Gesellschaft so wahnsinnig sein sollte, nur im materiellen Genuß Befriedigung zu suchen? Wächst denn nicht der Mensch mit seinen höheren Zwecken? Sollte denn nicht auch die auf eine höhere Stufe sittlicher und wissenschaftlicher Entwickelung gelangende Gesellschaft immer mehr Sinn und Verständniß für die rein idealen Bestrebungen auf Erlangung wissenschaft-

licher Erkenntniß bekommen und derartige Bestrebungen durch Gewährung materieller Mittel unterstützen? Das scheint mir unzweifelhaft zu sein und wird sich ganz von selbst machen. Glaube man doch nicht, daß der Socialismus beabsichtigt, die natürlichsten und edelsten Bestrebungen des Menschen aufzuheben oder zu vernichten!

Wenn heute die materiellen Interessen mehr in den Vordergrund der Agitation und Besprechung gedrängt worden sind, so ist damit nicht gesagt, daß wir für diese materiellen Interessen die idealen Ziele der Menschheit zu opfern bereit seien!

In welcher Weise rein wissenschaftliche Bestrebungen zu unterstützen sind, kann ohne utopistische Bilder nicht gut dargestellt werden; es genügt die Bemerkung, daß den zu solchen Arbeiten qualificirten Personen auch innerhalb der Organisation der Arbeit ebenso gut Muße und Gelegenheit zum ferneren Studium gewährt werden kann, wie verdienstvollen und geistreichen Schriftstellern.

Erfindungen, welche der Gesellschaft directen Nutzen zu schaffen im Stande sind, werden sich in einer Wirthschafts-Commune viel leichter und viel schneller Anerkennung und Geltung verschaffen, als jetzt. Denn da jedes einzelne Mitglied durch seinen persönlichen Vortheil an dem Erfolge interessirt ist, muß schon das Eigeninteresse Aller auf mögliche Vermehrung derartiger Erfindungen hindrängen. Es wird jedenfalls leichter sein, eine derartige Commune oder den Staat zur Anstellung von Experimenten oder Versuchen zu veranlassen, als einen Kapitalisten zu finden, der das Risico des Mißlingens auf seine Schultern nimmt.

Außerdem darf man versichert sein, daß die verschiedenen in den Communen, Kreisen, Provinzen und im Staate organisirten Gewerbsverbände durch ihre Spitzen besser zur Beurtheilung von Erfindungs-Projecten geeignet sind, als die heutigen Kapitalisten. Um dies näher zu begründen, verweise ich auf meine früheren Ausführungen in dieser Richtung, nach welcher ich annahm, die Leitung der Production falle den Fachgenossenschaften zu, welche sich in organischer Gliederung über den ganzen Staat verzweigen und an jedem Orte durch technisch und praktisch durchgebildete Meister vertreten sind.

Einer aus solchen Leuten zusammengesetzten Prüfungs-Commission kann man wohl ein gediegenes und zutreffendes Urtheil über die Ausführbarkeit oder Nichtausführbarkeit eines Projectes zugestehen. Daß auch hier Irrthümer und falsche Auffassungen vorkommen können, soll nicht bestritten werden. So lange die Menschen Menschen bleiben — und daran wird auch der Socialismus nichts ändern — werden menschliche Schwächen und menschliche Fehler ihre Rolle in der Gesellschaft spielen. Jedenfalls bietet die gedachte Organisation ein Mittel zur leichteren Verwirklichung und Durchführung nutzbarer Erfindungen und Entdeckungen, als die Gesellschaft bisher besessen hat.

Exemplum docet. In einer kleinen Wirthschafts-Commune entwirft ein Mensch den Plan zur Verbesserung einer dort in Gebrauch befindlichen Maschine. Er trägt seine Ideen dem an der Spitze der dortigen Eisenarbeiter stehenden Meister-Comité vor und letzteres befürwortet bei dem Gemeinderath die Anstellung eines Versuchs auf Gemeindekosten. Ist der Plan zu umfassend, der Versuch für die Mittel der Gemeinde zu kostspielig, so wandert unsere Erfindung nach der Kreis-Maschinen-Fabrik und wird dort geprüft und ausprobirt. Noch kostspieligere Versuche und Pläne gehen der Provinzial- resp. der staatlichen Centralstelle zu und finden von hier aus ihre Erledigung.

Daß für nützliche Erfindungen dem Erfinder eine materielle Entschädigung gewährt werde, halte ich für durchaus selbstverständlich. Dieselbe braucht ja nicht

in einem Kapital, in einem dem Müßiggang hingegebenen Leben zu bestehen; es werden in jeder Wirthschafts-Commune zahlreiche, leichter zu versehende Verwaltungsposten zu besetzen sein, welche verdienstvollen und mit besonderen Talenten begabten Personen freie Zeit genug lassen, im Dienste der Gesellschaft über weitere Erfindungen nachzudenken und die dazu nothwendigen Versuche anzustellen.

Die Wissenschaft der Gesundheitspflege und der Erforschung der Krankheits-Ursachen befindet sich noch im ersten Stadium der Entwickelung. Je weiter dieselbe fortschreitet, um so klarer werden ihre segensreichen Folgen zu Tage treten, und um so bereitwilliger wird die Gesellschaft die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zur Verfügung stellen. So wird sich das Land mit wissenschaftlichen Versuchsstationen aller Art bedecken, in denen den qualificirten Personen Gelegenheit zu Experimenten und Untersuchungen aller Art geboten ist. In derartigen Anstalten werden auch alle Vorschläge wirklicher oder vermeintlicher Erfinder praktisch geprüft werden können, ohne daß hierzu die Hergabe von Privat-Kapitalien nothwendig ist.

Es ist ja auch möglich und denkbar, daß auch unter solchen Verhältnissen eine nützliche und ausführbare Idee als unbrauchbar verworfen wird. Der Erfinder, dem in seiner Heimath vielleicht ein Vorurtheil ihn schädigend gegenübersteht, kann sich aber leicht an eine andere Wirthschafts-Commune wenden, kann von Freunden und Anhängern die Kosten des nothwendigen ersten Versuchs aufbringen und decken lassen und dann den Beweis liefern, daß er die Sache doch besser verstanden hat, als die seinen Plan für unbrauchbar erklärende Fachcommission. Jedenfalls werden unter den heutzutage bestehenden Verhältnissen weit mehr Erfinder gezwungen, ihre Entdeckungen im Auslande nutzbar zu machen oder ganz und gar brach liegen zu lassen, als es bei einer vernünftig organisirten, gewerklich-corporativ gegliederten Volkswirthschaft vorkommen wird.

Der Socialismus verfolgt nur eine bestimmte Tendenz, er hat aber kein starres Dogma. Er erstrebt allseitige Veredelung der Menschen und glaubt zur Erreichung dieses Zieles in erster Reihe der materiellen Noth auf der einen, dem wahnsinnigen Luxus auf der andern Seite ein Ende machen zu müssen. Es darf ihm also vernünftiger Weise nicht die Absicht imputirt werden, Zustände schaffen zu wollen, welche der geistigen Entwickelung und der geistigen Freiheit irgend wie hemmend in den Weg treten. Wo Projecte dieser Art aufgetaucht sind oder noch auftauchen, welche zu berechtigten Bedenken und Einwendungen Veranlassung geben, da hat die Intelligenz, Wissenschaft und praktische Erfahrung kritisirend und verbessernd einzutreten und darf sich einer wohlwollenden und ernst gemeinten Prüfung ihrer Einwendungen versichert halten. Ich selbst bin weit entfernt, das von mir entworfene Zukunftsbild für irgend wie maßgebend bei der späteren Organisation des socialen Staates zu halten, denn ich bin mir klar bewußt, daß zur endgültigen Lösung dieser Frage noch die Arbeit von Generationen gehört, und daß kein Sterblicher im Stande ist, der menschlichen Gesellschaft die Bahnen vorzuschreiben, die sie in ihrer weiteren Entwickelung durchlaufen soll.

Mir lag bei diesem Zukunftsbilde nur daran, zu zeigen, daß die Grundgedanken des Socialismus zur Abschaffung der Noth und des Elends, die Aufhebung des rentirenden Eigenthums und des arbeitslosen Erwerbs, recht gut durchführbar sind, ohne die unbedingt als berechtigt anzuerkennende freie Individualität der Menschen zu vernichten, daß der geistige Fortschritt, die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen auch in dem social

organisirten Staat ihren angemessenen Platz finden können; mit einem Wort, daß der Socialismus weder cultur- noch freiheitsfeindliche Formen anzunehmen braucht.

C. A. S.

Die Baboeuvisten.

(Schluß.)

Alle Hindernisse waren beseitigt, man brauchte nur zu handeln. Wenn auch die Mitglieder des geheimen Ausschusses unbekannt waren, und wenn auch die Organisation der Verschwörung geheim geblieben war, so war doch die Propaganda zu ausgedehnt gewesen, umfaßte bereits zu viele Mitglieder und war überhaupt in der Zuversicht des Gelingens zu sehr am hellen Tage betrieben worden, als daß davon nichts hätte bekannt werden sollen. Jedermann fühlte, daß eine Bewegung in der Luft schwebte, und die damalige Regierung, das Directorium fühlte dies ebenfalls. Am 30. Germinal ließ Barras, ein Mitglied des Directoriums, — sei es in der Absicht, den Verschwörern eine Falle zu stellen, oder in der, sich eine Rettung nach ihrer Seite hin offen zu halten, wenn etwa die Regierung, der er angehörte, unterliegen sollte — Germain zu sich rufen, um ihn seiner aufrichtigen Ergebenheit für die Sache des Volks zu versichern und sich zur Theilnahme an dem Aufstande bereit zu erklären. Germain antwortete ausweichend und schrieb an Babocuf, um ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, jenen eigenthümlichen Brief, welcher sich noch in den Proceßacten befindet. Am 20. Floréal unternahm Barras einen zweiten Schritt, indem er Rossignol mit neuen Verhandlungen beauftragte. Er brachte in Vorschlag, entweder sich mit seinem Generalstabe an die Spitze der Bewegung zu stellen, oder als Geisel im Faubourg St. Antoine zu bleiben.

In dem Augenblick, als Rossignol diese Vorschläge überbrachte, waren die Verschworenen bereits seit fünf Tagen verrathen und der schon längst wachsamen Regierung denuncirt. Der Verräther war, wie schon früher erwähnt, der Capitain George Grisel. Derselbe hatte schon am 14. Floréal durch seine Ergebenheitsheucheleien und seine eifrigen Nachforschungen von dem ganzen Plan der Verschwörung Kenntniß erhalten und denuncirte dies sofort dem Director Carnot. Er hörte jedoch deshalb nicht auf, die Versammlungen Derjenigen zu besuchen, welche er aus einem nichtswürdigen persönlichen Interesse erst verrathen hatte. In Befolgung der Rathschläge, die ihm Carnot gegeben hatte, wohnte er von nun an noch eifriger den Sitzungen bei und spielte die Rolle eines agent provocateur, indem er den Ausschuß zu übereilten Entschlüssen trieb und denselben immerwährend zu sofortiger Thätigkeit aufforderte, wobei er eine übertriebene Schilderung der demokratischen Gesinnung des Lagers von Grenelle gab. Anfänglich sollte Grisel bereits am 18. Floréal Abends die Verschworenen in die Hände der Regierung liefern, da an diesem Tage bei Drouet eine Sitzung stattfand, der auch er beiwohnte. Der Polizeiminister selbst, ein unbedeutender Flachkopf, Namens Cochon, kam auf Grisels Anzeige mit einer Abtheilung Soldaten vor das Haus Drouets, um die Verhaftung ausführen zu lassen. Er kam zu spät; als er — übrigens unter Verletzung des Gesetzes, welches die nächtliche Verfolgung verbietet — bei Drouet eintrat, fand er nur diesen und Darthé vor, die er nicht festzunehmen wagte. Der geheime Ausschuß, der nur an eine einfache Maßregel des Mißtrauens gegen Drouet glaubte, und in dieser falschen Vorstellung durch die beruhigenden Versicherungen Grisels bestärkt wurde, fuhr in seinen Sitzungen fort. Am 20. Floréal fand eine neue Sitzung statt, es sollte die letzte sein. Am 21. Morgens wurden die Hauptverschwörer verhaftet, Baboeuf und Buonarotti in einem Zimmer, in dem sie die Nacht mit der Vorbereitung der letzten Maßregeln zugebracht hatten, Darthé, Germain, Didier, Drouet und noch Einige in einem andern Local, wo sie sich damit beschäftigten, den Tag des Ausbruchs der Bewegung definitiv festzusetzen. Man führte sie schleunigst ins Gefängniß, indem man das Volk glauben machte, daß man eine Diebsbande aufgehoben hätte. Zu gleicher Zeit verkündete die Regierung in dem erhabenen Styl, welcher Schrift-

stücken dieser Art eigen ist, die große Verschwörung, welche sie soeben entdeckt hatte, und welche, wie sie sich ausdrückte, ohne ihre vorsichtige Dazwischenkunft die ganze Gesellschaft am andern Morgen vernichtet hätte. Eine Botschaft wurde an die Kammern gesandt, um ihnen mitzutheilen, daß das Ziel der Verschwörer der Umsturz der Verfassung, die Niedermetzelung der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, der Regierung und aller eingesetzten Behörden gewesen wäre, und daß man dann zu allgemeinem Massacre und zur Plünderung hätte schreiten wollen. Anschläge, die an allen Straßenecken angebracht wurden, bezeichneten die Verschworenen als eine Bande von Räubern und Mördern. Man verbreitete in dem Publicum das Gerücht, daß sie den Courier von Lyon beraubt hätten, daß man in dem Hause des Baboeuf 30 Millionen confiscirt hätte, und daß an die Mörder 400,000 Franken vertheilt worden wären. Nunmehr wurde eine wahre Orgie von Willkürlichkeiten, Verhaftungen und Haussuchungen gefeiert. Ein General, Namens Vachot, wurde verhaftet, weil er von dem ehemaligen Deputirten Laiguelot, den man als Gefangenen abführte, gegrüßt worden war, und erst am Abend entließ man ihn. Das Ministerium erließ eine Bekanntmachung, in der bei Strafe der Deportation allen ehemaligen Conventmitgliedern ohne Function, allen abgesetzten Beamten und Officieren, sowie allen Fremden, die nicht schon vor 1789 in Paris domicilirt waren, befohlen wurde, die Stadt innerhalb dreier Tage zu verlassen.

Die Verschworenen nun wurden in den Temple gebracht, wohin ihnen allmälig eine große Anzahl ihrer Freunde nachfolgte. Man dachte einen Augenblick daran, sich ihrer auf die Weise zu entledigen, daß man sie vor ein Kriegsgericht stellte, welches ohne weiteres einen großen Theil von ihnen hätte füsiliren lassen. Aber unter ihnen war ein Deputirter, Drouet, Mitglied des Raths der Fünfhundert, welcher nach der Verfassung nur vor einen Strafgerichtshof gestellt werden konnte, der aus den Mitgliedern der Departementsräthe zusammengesetzt war. Die Regierung beschloß zuletzt, alle Verschworenen vor einen nach Vendôme zu berufenden Staatsgerichtshof zu stellen.

Die Angeklagten, ungefähr 40 Personen, reisten in der Nacht vom 9. zum 10. Fructidor von Paris ab, wie wilde Thiere in vergitterte Käfige eingeschlossen, die zu diesem Zweck extra angefertigt worden waren. Aber Derjenige, dessen Eigenschaft als Deputirter das Directorium veranlaßt hatte, sie vor einen Staatsgerichtshof zu stellen, war nicht mehr unter ihnen. Drouet war, Dank der Begünstigung eines republikanischen Kerkermeisters, schon einige Tage vorher entflohen und hatte zugleich in sehr eingehender Weise an seine Collegen im Rath der Fünfhundert geschrieben, um ihnen die Beweggründe auseinanderzusetzen, welche ihn bestimmten, sich dem reactionairen Tribunal zu entziehen. — Die Angeklagten kamen am 13. Fructidor in Vendôme an, nachdem sie auf ihrer Reise die Beleidigungen und Brutalitäten in reichem Maße erlitten hatten, welche ihnen von den Aristokraten sowohl, wie auch von dem Officier, der ihre Escorte befehligte, zu Theil wurden. Es darf im erfreulichen Gegensatz hierzu nicht unerwähnt bleiben, daß ihnen seitens der städtischen Behörden von Chartres und Châteaudun ein sehr rücksichtsvoller Empfang bereitet wurde.

In Paris ereignete sich fast in demselben Augenblick ein neues Unglück, welches wiederum eine große Anzahl von Opfern kostete, die der Sache der Gefangenen in Vendôme ergeben waren. Am 13. Fructidor waren die Angeklagten in Vendôme angelangt, in der Nacht vom 23. zum 24. fand der Aufstandsversuch von Grenelle statt. Dieser Aufstand wurde durch Vorspiegelungen des Directors Barras zum Ausbruch gebracht, welcher zwei seiner Freunde zu den Demokraten absandte, denselben 24,000 Franken und die bündigsten Versprechungen bezüglich seiner Mitwirkung überbringen ließ. Auf die Ergebenheitsversicherungen einiger Officiere des Lagers von Grenelle hin, unternahmen es die Demokraten, sich in Masse und und ohne Waffen auf den Ruf: „Es lebe die Republik" in diesem Lager einzufinden, um mit den Soldaten zu fraternisiren und dann gemeinsam gegen das Directorium zu marschiren. Aber es entstand eine wahre Menschenschlächterei. Die Truppen, auf welche die Manifestirenden rechneten, waren versetzt worden, und anstatt den brüderlichen Empfang zu finden, den sie erhofft hatten, wurden die Unbewaffneten mit Artilleriesalven begrüßt.

Das Werk Buonarottis über die Verschwörung der „Gleichen" hat die entscheidende Rolle, welche Barras im Hin-

terhalte spielte, aufgedeckt, aber lange vor seiner Veröffentlichung bewiesen die Tagesblätter schon, daß das Directorium den Plan vollständig kannte, daß es ihn selbst hatte ausführen lassen, um einen geeigneten Vorwand zur Unschädlichmachung der Revolutionäre zu gewinnen. Die Zeitungen folgerten dies aus den von der Polizei seither getroffenen Maßregeln, aus den Indiscretionen, welche einigen Officieren entschlüpft waren und endlich aus den Worten des Polizeiministers Cochon, welcher in seinem Bericht ganz naiv gestand: „schon seit einigen Tagen von der Bewegung unterrichtet gewesen zu sein."

In der That war jener Vorfall im Lager von Grenelle ein Schlachten, nicht eine Schlacht zu nennen. Nicht ein Soldat wurde getödtet, nur drei wurden verwundet, wahrscheinlich von ihren eigenen Kameraden, welche in dem Tumult und in der Dunkelheit luden und schossen, während die Demokraten beträchtliche Verluste erlitten. Ihre unüberlegte Kundgebung sollte eine friedliche sein, das sah man; eine einzige Flinte wurde einem armen Gärtner aus der Nachbarschaft abgenommen, welcher von dem Lärm erwacht war und in seinem eigenen Hause von zwei Dragonern getödtet würde. Die Demokraten wurden niedergemetzelt, ohne sich vertheidigen zu können. „Die Straßenräuber", sagt der Bericht des Generals Foissac-Latour, „haben die Erde mit Blut geröthet, und die Menge desselben deutet auf eine Anzahl von Todten und Verwundeten hin, die noch außer denen weggebracht worden sind, die in unsere Hände fielen. „Zahlreiche Leichname wurden in den Straßen von St. Cloud gefunden, von 132 Personen, welche man auf der Stelle festgenommen hatte, und die dann in eilf Wagen eingepackt und nach der Mairie von Grenelle geführt wurden, waren mehr als 100 verwundet. Diese 132 Gefangenen genügten dem Directorium nicht; während sie unbeachtet 24 Stunden auf der Mairie liegen blieben — inmitten der Soldaten, welche ganz laut ihr Bedauern ausdrückten, daß sie nicht Alle hätten tödten können — war Paris und seine Umgegend der Schauplatz einer wahren Menschenjagd. Die Häuser wurden durchsucht. Man verlangte von den Wundärzten, wie man es seitdem öfter wiederholt hat, sie sollten die Verwundeten denunciren, welche ihre Hilfe nachsuchen würden. Unter den nichtigsten Vorwänden verhaftete man alle Diejenigen, welche man für schuldig hielt, die Revolution gewollt oder ihr gedient zu haben. Das Directorium brachte es auf diese Weise dahin, die Zahl der Verhafteten auf 273 Bürger zu erhöhen, die sämmtlich nach dem Temple übergeführt wurden, um dort von einem Kriegsgericht abgeurtheilt zu werden, das aus ihren vormaligen Häschern bestand.

Das „Journal des hommes libres" sagt: „Die Gerechtigkeit scheint zu erfordern, daß man nicht Diejenigen zu Richtern mache, die schon vorher die Henker waren." Die Angeklagten reclamirten ihr Recht, vor bürgerliche Gerichte gestellt zu werden; nichts dergleichen geschah, das Kriegsgericht begann am festgesetzten Tage seine Functionen und zeigte sich seiner Aufgabe durchaus würdig. Seine Verhandlungen waren eine blutige Comödie, in welcher nicht einmal die äußeren Formen der Gerechtigkeit beachtet wurden. Weder ließ man Freiheit für die Vertheidigung, noch Bürgschaftsleistung für die Angeklagten zu, noch war die geringste Unparteilichkeit in den Urtheilen zu finden. Der Vorsitzende beleidigte die Zeugen, verhinderte die Angeklagten am Sprechen und unterbrach die Vertheidiger, von denen einer eines Tages am Schluß des Verhörs verhaftet und bis zum andern Tage eingesperrt wurde. Das ehemalige Conventsmitglied Cusset, zu dessen Gunsten ein Alibibeweis geführt worden war, wurde zum Tode verurtheilt; Andere, gegen welche selbst der öffentliche Ankläger nur Haft oder Deportation beantragte, wie z. B. gegen Bertrand, den Exmaire von Lyon, oder gegen Huguet, ein ehemaliges Conventsmitglied, wurden nichtsdestoweniger zum Tode verurtheilt. Ohne die übrigen Strafen zu erwähnen, wurden in einem Monat ungefähr 32 Todesurtheile gefällt. Den Werth derselben kann man nach der Thatsache beurtheilen, daß Fion, als einer der am meisten Compromittirten, vor den Staatsgerichtshof in Vendôme gestellt und von diesem freigesprochen wurde. Einer der Verurtheilten, Namens Vauthier, entfloh, die anderen 31, unter denen sich die ehemaligen Volksvertreter Huguet, Cusset, Javogues, der Lyoner Bertrand und viele erprobte Demokraten befanden, wurden erbarmungslos hingerichtet. Einer von ihnen, Gagnaut, ehemaliger Verwalter des Temple während der Haft Ludwig XVI. und seiner Familie, versuchte, zugleich mit

acht andern Verurtheilten, von dem Karren zu entspringen, der ihn zum Tode führte; er wurde von Dragonern verfolgt, durch Säbelhiebe am Kopf verwundet, vollständig mit Blut bedeckt in die Mitte der Anderen zurückgeschleppt und mit ihnen hingerichtet. Man ging soweit, einen Leichnam unter die Guillotine zu legen, nämlich den des Bürgers Bonbon, der sich durch einen Sturz aus dem Gefängnißfenster um's Leben gebracht hatte. In der ganzen langen Reihe von reactionären und Polizeimaßregeln, welche seit dem Tage, wo Grisel die Verschworenen verrieth, bis zu dem Tode des letzten vom Kriegsgericht Verurtheilten auf einander folgten, ist es besonders ein Name, der uns immer wieder aufstößt. Es ist der Name Carnot's, des Mannes mit dem beschränkten Verstande und dem gehässigen, kleinlichen, reactionären Geiste, den die Dummköpfe noch immer den Organisator des Sieges nennen. Er veranlaßte alle Gewaltmaßregeln, seine Unterschrift befindet sich unter allen Schriftstücken, in welchen an die Grausamkeit und die schlechten Leidenschaften der Menge appellirt wird, sowie unter allen Schriftstücken, welche gegen die Angeklagten eine neue Niederträchtigkeit einleiteten. Er ist es auch, den Grisel wählte, um ihm seine Mittheilungen zu machen; er lachte mit dem Verräther, behandelte ihn als großen Bürger und forderte ihn auf das Dringendste auf, mit seinen Nachforschungen fortzufahren. Bei dieser ganzen Angelegenheit schwamm er in seinem Elemente, wie ein Schwein auf dem Bauche liegend, wälzte er sich im Schlamme der Gemeinheit, überall, wo es Böses zu thun gab, war er zur Stelle. Im Gegensatz hierzu und gerade dadurch beweisend, wie groß der Unterschied zwischen beiden Menschen war, wagte es der großherzige Pache, der ehemalige Maire von Paris, der ehemalige Kriegsminister, der Einzige mit Bouchotte, welcher den Titel „Organisator des Sieges" verdient hätte, inmitten des allgemeinen Schreckens die Vertheidigung der Angeklagten zu ergreifen. „Pache", sagt Buonarotti, „war der einzige Mann außerhalb des Gefängnisses, der offen in einer Druckschrift die Meinungen und die Sache der Angeklagten vertrat. Er war damals in der Provinz, entfernt von der Politik, kaum aus der letzten Einkerkerung entlassen, mit welcher man ihn für seine revolutionäre Begeisterung gelohnt hatte, als er die Nachricht von den Verhaftungen des Floréal und der Affaire zu Grenelle erhielt. Als er die Wirkungen dieser Vorfälle sah, begab er sich ohne Zögern wieder auf das Gebiet der Politik, um die guten Bürger zu vertheidigen; er veröffentlichte bei Vattar, dem Drucker der Patrioten, seine muthvolle Brochure: „Sur les factions et les partis, les conspirations et les conjurations et sur celles à l'ordre du jour." Darauf kehrte der schlichte Ehrenmann, wenig besorgt darum, nach Art der Carnot und der Barras den Potentaten und Oligarchen zu spielen, ohne Aufsehen zu erregen, in sein bescheidenes Heim zurück.

Nach fünfmonatlicher Untersuchung begannen in Vendôme die Verhandlungen am 5. Ventôse. Nicht weniger als 18 in contumaciam und 47 anwesende Angeklagte waren vorhanden. Um diese Anzahl zu erreichen, hatte man den 25 bis 30 Angeklagten, die mehr oder weniger in die Verschwörung verwickelt waren, einige Bürger hinzugefügt, welche, um so zu sagen, auf's Gerathewohl in ganz Frankreich aufgegriffen waren, und deren ganzes Verbrechen darin bestand, an der Revolution Theil genommen zu haben. Unter diesen war das alte Conventmitglied Vadier, der kaum der Proscription entgangen war, und den man in Toulouse gefangen genommen hatte, wo er niemals eine Ahnung von dem ganzen Plane gehabt hat; ferner waren unter den Gefangenen Bürger von Rochefort, von Cherbourg, von Arras, und sogar die arme Sophie Lapierre, die Sängerin aus dem „Café der chinesischen Bäder."

Die Stadt Vendôme und ihre Umgebung war militairisch besetzt, und ein Ausnahmegesetz untersagte jedem Fremden näher als auf 10 Wegstunden heranzukommen. Außerdem hatte die Polizei, einer Gewohnheit gemäß, die sich nicht verloren hat, eine Menge von geheimen Agenten überall aufgestellt, sogar auf den bevorzugten Plätzen des Zuhörerraums, worüber die Angeklagten im Laufe der Debatte sich zu beklagen Gelegenheit hatten. — Eine kleine Einzelthatsache erlaubt einen Schluß auf das Interesse, welches durch diesen Proceß hervorgerufen war. Abgesehen nämlich von dem stenographischen Bericht der Verhandlungen, der von Baudouin, dem Drucker des gesetzgebenden Körpers, veröffentlicht wurde, wurden nicht weniger als drei Zeitungen

in Vendôme gegründet mit dem ausgesprochenen Zweck, über den Gang der Verhandlungen zu berichten. Nämlich die „Zeitung der Sitzungen des Staatsgerichtshofs", redigirt von einem Advocaten, Namens Morard, ferner „die Zeitung des Staatsgerichtshofs oder das Echo der freien, wahren und gefühlvollen Menschen", in einer den Angeklagten sehr sympathischen Weise redigirt von dem Publicisten Hésine, welcher bei dieser Veranlassung ziemlich lebhaft verfolgt wurde. Endlich erschien noch mit völlig entgegengesetzten Anschauungen „die Zeitung des Staatsgerichtshofs in Vendôme", redigirt von einem gewissen Rauzet, ein, wie Hésine sagt, wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit von dem Collegium zu Pont l'Evêque weggejagter ehemaliger Abbé, welcher sich übrigens im Laufe des Processes nur zu sehr seiner Beziehungen zu der Behörde rühmen durfte.

Die Debatten waren lang und von großem Interesse. Der erste Gedanke der Hauptverschworenen war, mit Freimüthigkeit ihre Pläne zu gestehen, im Interesse der weniger compromittirten Angeklagten aber, und aus Furcht eine Spaltung hervorzurufen, beschlossen sie schließlich, daß die formelle Verschwörung geleugnet, daß dagegen der hypothetische Zweck vertheidigt werden solle, und daß man versuchen solle, Erklärungen abzugeben, welche möglichst mit den erwiesenen Thatsachen in Einklang ständen; so geschah es auch, ohne daß jedoch einer der Angeklagten an Ergreifung eigener Initiative gehindert wurde. Darthé, welcher bis zum Schluß die Competenz des Staatsgerichtshofs bestritt, bewahrte fast durchweg ein verachtendes Stillschweigen. Die wirklichen Vertheidiger waren Baboeuf, Antonelle, Buonarotti und Germain in viel höherem Grade als die Advocaten, deren berühmtester der zukünftige Beamte des Kaiserreichs, Réal war, welcher übrigens seine Aufgabe in befriedigender Weise löste.

Buonarotti, dessen junge Frau man im Zuhörerraum ängstlich dem Verlauf der Verhandlungen folgen sah, ergriff häufig das Wort mit der echten revolutionären Wärme, welche seiner Natur eigen war. Antonelle sprach mehrmals ebenfalls mit fester und vornehmer Würde. Baboeuf, der in der Discussion unermüdlich war und dessen Vertheidigung fast einen Band füllt, verfehlte auch bei dieser Gelegenheit durchaus nicht, seine socialen Doctrinen laut zu bekennen und zu erklären, daß er durch ihre Verheißung auch das Volk von Paris wieder mit der Republik hätte aussöhnen wollen, dies Volk, das ermüdet war von der Revolution, entmuthigt durch das Unglück und fast royalisirt durch die Feinde der Freiheit. Was Germain anbetrifft, so hat uns lange Jahre nach dem Proceß der reactionäre Schriftsteller Charles Nodier noch die lebendige Erinnerung an seine männliche Beredtsamkeit aufbewahrt; er war bewunderungswürdig. Als der Verräther Grisel vor dem Staatsgerichtshof sein schändliches Gewerbe von Zwischenträgereien entrollte und sich seines Eifers rühmte, da kennzeichnete Germain ihn mit feurigen Zügen. „Nein, George Grisel", sagte er zu ihm, „Du wirst nicht die Bürgerkrone erlangen, Du wirst nicht die Dornenkrone davontragen, denn diese gebührt den Opfern, nicht den Henkern, Du wirst die Stechpalmenkrone tragen, diese Krone, die man zu Rom den Sclaven auf's Haupt setzte, um sie einige Denare theurer zu verkaufen." Dieser Grisel, welcher, abgesehen von einigen Polizeiagenten und zwei Schriftsachverständigen, fast der einzige Belastungszeuge in dem Processe war, sagte mit unglaublicher Unverschämtheit aus. Gesetzlich hätte sein Zeugniß von dem Staatsgerichtshof gar nicht zugelassen werden dürfen, denn das Gesetz verbot, den Denuncianten als Zeugen zu hören, wenn, wie es heißt, „die Denunciation gesetzlich mit Geld belohnt wird, oder wenn der Denunciant auf irgend eine andere Weise von seiner Denunciation Vortheil ziehen kann. Dies fand doch augenscheinlich auf den Denuncianten Grisel Anwendung, der durch seine Denunciation sich der Gunst des Directoriums empfohlen hatte. Man zog sich indeß mit einer spitzfindigen Auslegung aus der Verlegenheit, und Grisel fuhr mit seinen Aussagen fort, so lange es ihm beliebte. Diese Aussagen dauerten zwei Sitzungen hindurch und umfaßten mehr als fünfzig Seiten des Berichts. Ich glaube nicht, daß die agents provocateurs, mit welchen das zweite Kaiserreich seine Hochverraths-Processe ausstattete, jemals mit mehr Cynismus ihre Aussagen abgegeben hätten. Grisel, welcher eins der ersten Exemplare dieser unsauberen Gattung war, bleibt für immer ihr Vorbild. Im Laufe der Verhandlungen machten sich zahlreiche Sympathien

für die Angeklagten in der Bevölkerung von Vendôme geltend, die sich zuweilen zu sympathischen Thaten gestalteten. Eine Flucht wurde vorbereitet und wäre auch beinahe gelungen, wenn nicht die Unvorsichtigkeit eines Betheiligten sie zuletzt hätte scheitern lassen.

Es blieb nur noch übrig, das Urtheil abzuwarten. Dasselbe wurde endlich nach drei Monaten am 10. Prairial gefällt. In der richtigen Besorgniß, in Bezug auf die Führer der Verschwörung geschlagen zu werden, führten die staatlichen Ankläger, entgegen dem Gesetz, in die der Jury vorzulegenden Fragen eine neue ein, welche sich in der Anklageacte nicht befand. Sie fragten nämlich die Jury, ob die Angeklagten durch Wort oder Schrift auch zur Wiederherstellung der Verfassung von 1793 aufgefordert hätten. Ein barbarisches Gesetz jener Periode bestrafte diese Aufforderung mit dem Tode.

In ihrer endgültigen Fragestellung, welche in jenem pomphaften Style gehalten ist, den die hohen Justizbehörden seitdem sich noch nicht abgewöhnt haben, verlangten diese Männer der Ordnung von der Jury ungefähr 30 Häupter. Nach dem damals in Kraft befindlichen Gesetzbuch würde es genügt haben, um einen Angeklagten frei zu sprechen, wenn vier der Geschworenen sich zu seinen Gunsten ausgesprochen hätten. Für die Fragen, die sich auf die Verschwörung bezogen, wurde für alle Angeklagten dieses Resultat erzielt, aber nicht ebenso verhielt es sich in Bezug auf die Frage wegen der Wiederherstellung der Verfassung von 1793. Drei Geschworene, von denen einer, nämlich Gautier-Biazat, von Buonarotti genannt wird, stimmten beständig für die Freisprechung aller Angeklagten. Aber es fand sich dennoch die gesetzlich erforderliche Anzahl von Stimmen, um zu erklären, daß Baboeuf, Darthé, Buonarotti, Germain, Cazin, Moroy, Blondeau, Menessier und Bouin die Wiederherstellung der Verfassung von 1793 erstrebt hätten, und zwar wurden mit Ausnahme der beiden ersten Allen mildernde Umstände zugebilligt. Die Strafe war der Tod für Baboeuf und Darthé, die Verbannung für die Anderen. Als nach der Anhörung der Ankläger und Vertheidiger der Gerichtshof sein Urtheil abgab, stießen sich Baboeuf und Darthé einen Dolch in die Brust, wie dies die im Prairial des Jahres III. niedergeworfenen Volksvertreter vor dem Kriegsgericht gethan hatten. Aber keinem von Beiden gelang es, sich zu tödten; sie lebten noch bis zum folgenden Tage und wurden sterbend zur Guillotine geführt. Ihr Tod rief in der Stadt einen düsteren Eindruck hervor; Landleute aus der Umgegend nahmen ihre sterblichen Ueberreste in Empfang und bestatteten sie. „Noch lange Zeit nachher," sagt der alte Buonarotti, „zeigten die Bewohner von Vendôme mit Wehmuth dem Reisenden die letzte Ruhestätte der Märtyrer der Gleichheit."

Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, kurz zu sagen, was aus den übrigen Personen des Dramas wurde. Die zur Deportation Verurtheilten erwarteten lange Zeit auf einer kleinen Insel der Rhede von Cherbourg das Boot, welches sie nach Guyana bringen sollte. Nach dem 18. Brumaire des Jahres VIII. begnügte man sich, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsrücksichten, damit, sie auf der Insel Oléron zu interniren, wo sie in der Folge mehrere ihrer alten Mitschuldigen wiederfanden, die von Bonaparte aus allgemeinen Sicherheitsrücksichten dahin geschickt worden waren. Andere wurden von der Deportation des Monats Nivose erreicht. Als Bonaparte die royalistische, sogenannte Höllenmaschinen-Verschwörung benutzte, um sich auch von dem letzten Republikaner zu befreien, wurden Rossignol, Massart und Bouin deportirt, sie starben alle drei in Anjouan. Die Ueberlebenden blieben bis an ihr Ende ihrer Vergangenheit treu; man sah sie weder unter den Höflingen des Kaiserreichs, noch unter denen der Restauration, noch unter denen der Julimonarchie. Um nur die Bekanntesten zu erwähnen, so dienten Felix Lepelletier, Germain und ganz besonders Buonarotti, dessen revolutionäre Thätigkeit noch Jahre lang Frankreich und Italien aufgeregt hat, bis zu ihrer letzten Stunde den Ueberzeugungen ihrer Jugend.

Was eine andere Persönlichkeit dieses Dramas, nämlich den verrätherischen Soldaten Grisel anbetrifft, so scheint die Episode dieser Verschwörung seinem Avancement nicht gerade geschadet zu haben. Dagegen wird über sein Ende eine Geschichte erzählt, die man gern für wahr halten möchte. Es ist nämlich oft erzählt worden, daß der älteste Sohn Baboeuf's, Emil, welcher zur Zeit des Todes seines

Vaters 10 Jahre alt war, und von dem reizende kindliche Briefe in den Proceßacten vorhanden sind, sich, als er zum Manne geworden war, an die Verfolgung des Verräthers machte, ihn in Spanien auffand, zum Duell herausforderte und ihn tödtete.

P. G.

Wilhelm Weitling und sein System der Harmonie und Freiheit.

Die jüngere Generation in den Reihen der Socialdemokratie, diejenigen, welche erst seit Lassalles Auftreten oder später an dem Kampfe des vierten Standes theilgenommen haben, sind im Allgemeinen noch sehr wenig vertraut mit der geschichtlichen Entwickelung des Socialismus; derselbe hatte vor dem Auftreten Lassalles in Deutschland niemals feste Wurzeln geschlagen und die fünfziger Jahre mit ihren reactionären Schrecken, hatten dazu beigetragen, jede Organisation der Arbeiter zu vernichten. Die wenigen sich ihres Prinzips klar bewußten Communisten aus der vergangenen Revolutions-Epoche waren gestorben, verdorben, ausgewandert oder in den Gefängnissen alt und stumpf geworden.

Daher erklärt es sich auch, daß Lassalles mächtiger Aufruf einen momentan so kläglichen Erfolg hatte, und daß die geringe Zahl seiner Anhänger mit einem gewissen Fanatismus an ihm hing: es war eben eine neue, im höchsten Grade überraschende Lehre, welche sich vor ihnen aufthat und der sie verkündigte, erschien deshalb wie verklärt, zum mindesten hoch erhaben über das Gewöhnliche.

Und doch war das, was Lassalle sagte, nichts Neues; seine Theorien von der welterlösenden Bestimmung des vierten Standes waren schon in den vierziger Jahren in Deutschland verbreitet worden, und sein praktischer Vorschlag, Productiv-Associationen mit einer Staatshilfe von 100 Millionen Thalern, stimmte bis auf das Tüpfelchen über dem i mit Dem überein, was man durch Resolutionen auf Arbeiter-Congressen im Jahre 1848 gefordert hatte. Die deutschen Arbeiter wußten das nur nicht.

Und doch war die im Jahre 1863 unter dem Namen Lassalles und mit seiner mächtigen Hilfe angefachte deutsche Arbeiterbewegung nicht aus der Initiative Lassalles hervorgegangen, sondern sie war geboren im Schoße des Arbeiterstandes, befruchtet von den verstreuten Samenkörnchen, die unbeachtet aus einer frühern Epoche sich erhalten hatten.

Lassalle war Socialist seit dem Jahre 1848. Warum hatte er bis zum Jahre 1863 damit gewartet, die Fahne des Socialismus zu entfalten? Weil er nicht an die Möglichkeit glaubte, es mit Erfolg thun zu können. Er wollte eine große Rolle in der Geschichte spielen, die alte Welt womöglich mit einem Rucke aus ihren Angeln heben; zu der mühsamen und langwierigen Arbeit, zu der sich die heutige Socialdemokratie entschlossen hat, fühlte er sich nicht berufen.

Da zeigte sich plötzlich in Leipzig ein Funken socialistischen Geistes, die Arbeiter fingen daselbst an, sich von der Bourgeoisie zu emancipiren, sich ihr feindlich gegenüber und auf eigne Füße zu stellen. Lassalle war damals den deutschen Arbeitern fast unbekannt, nur in Berlin hatte er sich soeben durch einige Vorträge („Arbeiterprogramm", „Was nun?", „Ueber Verfassungswesen") dem größeren Publicum gezeigt, damit aber in weiteren Kreisen fast gar keinen Eindruck gemacht, so daß man in Berlin überaus erstaunt war über die große Klarheit, mit welcher die Leipziger Arbeiter sich ihrer Klassenlage bewußt waren.

In Wahrheit herrschte aber in Leipzig unter den Massen soviel Unklarheit wie anderwärts, und die sich daselbst gegen die Bourgeoisie erhebende Opposition ist lediglich auf den Einfluß zurückzuführen, welchen eine geringe Anzahl von Personen ausübten, die durch das Studium des Weitling'schen Communismus für die socialistische Idee gewonnen worden waren. Die in Leipzig ins Auge gefaßten Bestrebungen waren deshalb auch keineswegs so unklar, als sie Lassalle in seinem „Antwortschreiben" darstellte, allein er hatte die von Leipzig aus an ihn zu richtende

Anfrage vorgeschrieben, und man hatte kein Bedenken getragen, seinen Wünschen nachzukommen.

Es fällt uns nicht ein, mit diesen Bemerkungen das Verdienst Lassalles um die deutsche Arbeiterbewegung schmälern zu wollen; die in Leipzig, allerdings ganz selbstständig, auftretende Bewegung wäre ohne Lassalles Dazwischentreten ohne Zweifel zunächst von der Bourgeoisie ausgebeutet worden oder hätte sich im Sande verlaufen; andererseits ist es aber ganz zweifellos, daß Lassalle ohne die ihm von Leipzig aus gewordene Anregung schwerlich dazu gekommen wäre, sich an die Spitze einer Arbeiterbewegung zu stellen. Seine Hoffnungen waren vielmehr auf eine allgemeine politische revolutionäre Erhebung gerichtet, und er ließ sich im Mai 1863 nur mit Widerstreben und unter der Bedingung zum Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins wählen, daß er von der Leitung zurücktreten dürfe, sofern das Unternehmen nicht innerhalb einer gewissen Zeit großartige Dimensionen annehme.

Es war eine traurige Zeit, die der fünfziger Jahre, für die wenigen Socialisten, welche es damals in Deutschland gab. Heute ist die Socialdemokratie wohl verfolgt und gehaßt, und noch weit entfernt von ihrem Ziele, aber sie ist doch eine Macht geworden, die man fürchtet, — damals war sie verachtet; heute discutirt man über die sociale Frage, und immer weitere Kreise in allen Ständen nehmen Antheil an ihr, damals behandelte man einen Socialisten einfach wie einen Narren.

Das kam daher, daß die socialistische Theorie in den vierziger Jahren nicht den Zeitumständen angepaßt worden war, man wollte den Himmel stürmen und vergaß, daß dazu himmlische Heerschaaren nöthig wären, man wollte Alles für das Volk und durch das Volk; daß das Volk in seiner Masse selber aber gar Nichts wollte, daran dachte man nicht. Der sociale Staat sollte geschaffen werden, wie der Bildhauer aus dem Marmorblock die Statue meiselt, das lebendige Fleisch und Blut des Gesellschaftskörpers sollte still halten, und in einigen Monaten gedachten die socialen Künstler durch allerlei Operationen und Recepte diesem Körper eine ganz neue Gestalt zu geben, und je mehr Widerstand geleistet wurde, um so abenteuerlicher gestalteten sich die Vorschläge der socialen Aerzte. Mit andern Worten: Man hatte nicht begriffen, daß die Neugestaltung der Gesellschaft das Werk einer langsamen organischen Entwickelung sein müsse, und daß ohne Socialisten, die doch nur im Verlaufe von Generationen zu erziehen sind, der sociale Staat nicht einen Tag marschiren konnte.

Die socialistischen Systeme der vierziger Jahre, die es so ganz verschmähten, auf dem Bestehenden weiter zu bauen, waren der damaligen Welt, auch so weit sie auf vernünftiger Grundlage beruhten, ganz unfaßbar; hatten sie dann auch noch allerlei abenteuerliche Auswüchse an sich, so griff die Bourgeoisie und ihre Soldschreiber die letzteren aus dem Ganzen heraus, um die socialistische Idee der Lächerlichkeit zu überliefern; und dieses Manöver gelang nur zu gut.

Nichts desto weniger sollten die Vorkämpfer des Proletariats aus dieser Epoche nicht vergessen werden. Sie haben für die allgemeine Sache gelitten, und die Pietät erfordert, daß wir ihr Andenken ehren, daneben ist das, was sie zur Förderung der Idee literarisch geleistet haben, keineswegs unbedeutend und kann nützlich verwerthet werden, wenn man es nur versteht, das Zeitgemäße von dem Unzeitgemäßen zu scheiden.

Einer der bedeutendsten und doch am meisten vergessenen Autoren der Zeit, von welcher wir gesprochen haben, ist Wilhelm Weitling, und wir wollen uns bemühen, nachstehend ein Bild der communistischen Bewegung seiner Zeit und seines Systems zu geben.

Leider ist es uns nicht möglich, eingehend über die Person und das Leben Weitlings berichten zu können. Da derselbe in Deutschland fast unbekannt ist, wandten wir uns um Auskunft nach seinem letzten Aufenthaltsorte, New-York, leider ohne Erfolg. Einer der dortigen Parteigenossen hatte zwar nach dem Tode Weitlings dessen Papiere an sich gebracht, um aus denselben Mittheilungen an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, allein es ist dazu nicht rechtzeitig gekommen, die Papiere haben der Familie Weitlings zurückgegeben werden müssen, und diese ist nun zur Zeit ganz verschollen. Wir theilen deshalb das Wenige mit, was uns bekannt ist.

Weitling arbeitete zu Anfang der dreißiger Jahre als Schneidergeselle in Leipzig und wohnte zu dieser Zeit bei dem

vor etwa Jahresfrist verstorbenen alten Parteigenossen Schilling. Von diesem wurde uns mitgetheilt, daß Weitling schon zu jener Zeit gern geschriftstellert hat, seine Artikel sind aber immer so radikal gewesen, daß man ihnen die Aufnahme in das damals allein zur Verfügung stehende Leipziger Tageblatt in der Regel verweigerte. Später hat er sich in London, Paris und vorzüglich in der Schweiz aufgehalten. Hier, und zwar in den vierziger Jahren, entwickelte sich, wie wir später sehen werden, seine schriftstellerische und agitatorische Thätigkeit in hervorragender Weise. Nach den Revolutionsjahren ließ er sich in New-York nieder, ohne fernerhin öffentlich thätig zu sein. In den sechziger Jahren hörte man von ihm, daß er eine Knopfloch-Nähmaschine erfunden habe und um den Nutzen dieser Erfindung durch einen Capitalisten betrogen worden sei. Aus dieser Zeit liegt uns ein Brief von ihm an den oben erwähnten Schilling vor, den wir zur Charakteristik Weitling's mittheilen; er spricht darin von einem astronomischen Werk, das er geschrieben habe und es scheint daraus hervorzugehen, daß er in seinen letzten Lebensjahren geistig mehr oder weniger gestört war.

Der Brief lautet:

New-York, den 22. Juli 1869.

Mit meinen Patenten bin ich noch immer der Betrogene. Wer hier kein Geld hat, kann Anderen gegenüber, welche sehr viel haben, ohne ebenso viel Geld nicht zu seinem Rechte kommen. Bewahre die Menschheit der Himmel vor solchen Republiken des Geldsacks. Hier regiert nur die Heuchelei, welche sich nicht schämt, auf alle und jede erlaubte Weise Geld zu machen. Dazu hätte ich oft genug die Mittel gehabt, den Charakter aber nicht und wünsche nicht, daß dieser demoralisirende Zustand um sich greift.

Hoffentlich eilt man in Europa nicht solchen verfluchten Zuständen entgegen, obgleich auch dort die Gelehrten das große Wort über Bildung und Aufklärung führen und die Blätter danach redigiren. Wer nichts Nützliches zu arbeiten versteht, wer sich nicht an Entsagung und Arbeit zu Gunsten seiner Nebenmenschen gewöhnt hat, hat kein Recht und keinen zuverlässigen Willen, sie aufklären zu wollen. In der Arbeit und in der noblen Aufopferung für seine Mitmenschen liegt die Propaganda der Zukunft, nicht in dem künstlichen Geschmier und Geschreibsel Derer, welche nur an sich denken und einen Zustand wollen, in welchem nur die Wort- und Schreibkünstler gewählt werden können, Andere zu beherrschen. — — — — Ich brauchte sehr nothwendig einen Verleger für meine Astronomie, das werthvollste Buch, was je in der Welt erschienen ist und erscheinen wird. Aber die Verleger solcher werthvollen Arbeit könnte man nur finden, wenn man sie vom Werthe wirklich überzeugte. Wie das vor Veröffentlichung anzustellen, weiß ich nicht. Du selbst wirst auch gar keine Bekanntschaft unter diesen Leuten haben, darum versuche nicht, Dir Mühe zu geben. Ist dies doch selbst Dr. Boruttau nicht gelungen. Mir würde es gelingen, hätte ich nicht eine starke Familie und nur allein für mich zu sorgen; ich habe schon Schwereres durchgesetzt. Da ich übrigens gegen Erwartung wieder genesen bin, so glaube ich, es liegt in der uns noch unbekannten Weltordnung, daß meine Arbeit in die Oeffentlichkeit dringt. Die gesammte Geschichte der Menschheit weiß nichts Wichtigeres aufzuweisen. Der Mensch erkennt darin die Weltgesetze, welche seinen Wohnort bewegen, obwohl noch immer ohne zu wissen warum. Grüße die alten Freunde in Leipzig und Sachsen, mit welchen ich gearbeitet habe und lebe wohl. Dein Freund

Wm. Weitling.

Der Brief ist ziemlich correct geschrieben und bis auf die wunderliche Geschichte von dem astronomischen Werke auch ziemlich vernünftig. Es scheint also, daß der lebhafte Geist Weitling's durch Verkennung, Isolirung und materielles Elend sich nach gewissen Richtungen hin in fixen Ideen verrannt hat. Weitling ist Anfang der siebziger Jahre gestorben.

Wir lassen ihn nun so viel als möglich selbst reden, um einen weiteren Einblick in sein Leben und die Zeit, in welcher er wirkte, zu gewinnen, indem wir Auszüge aus seinem Hauptwerk: „Die Garantien der Harmonie und Freiheit" geben.

Ueber Ideen wie: Nothwendigkeit der Güter- und Arbeitsgemeinschaft und Verwirklichung der Gleichheit war es in den dreißiger Jahren selbst in den politisirenden Köpfen noch außerordentlich finster. Wo möglich noch finsterer in Bezug hierauf war es in der deutschen Literatur. Owen, Fourier, Baboeuf waren selbst im Jahre 1838 in Paris unter dem Volke noch unbekannt, wie die Prinzipien, für welche sie wirkten.

Die Unterhaltungen der Arbeiter untereinander waren nicht der Schatten von dem, was jetzt (1848) geboten wird. Am liebsten unterhielt man sich mit Skandalgeschichten. Politische Gespräche enthielten nur Parteinahme des Preußen gegen den Sachsen 2c. Religiöse Gespräche drehten sich einfach um die Frage, was besser sei, Katholicismus oder Protestantismus; Ver-

haftungen und Schlägereien waren dabei nicht selten, wohl aber die Bekämpfung jedweden Priesterglaubens. Des Arbeiters liebster Aufenthalt war die Herberge. Die meisten Herbergen aber stanken von schlechtem Bier und Schnaps, von Unreinlichkeit und ärmlicher oder lüderlicher Wirthschaft. Von Arbeiterbildungs- und Singvereinen wußte man damals noch nichts. Die Schulen waren zwar in Deutschland schon ziemlich gut, wenigstens besser als sonst in irgend einem Lande, die Schweiz ausgenommen; aber die Lehrjahre und die Herbergen verdarben viel von dem, was die Schulen vorbereitet hatten. Weder die Kaufleute in den Freimaurerklubs, noch die Pfaffen und Professoren in den Sonntags- und Abendschulen haben einen Theil des Proletariats aus diesem grauenhaften Zustande gerissen, sondern die Anstrengungen deutscher Revolutionäre waren es, Männer waren es, welche der politischen selbstständigen Entwickelung das Wort redeten, welche sich nicht wie die Herren der Sonntags- und Abendschulen die Vormundschaft in den Vereinen anmaßten, sondern durch Gründung von politischen Vereinen den Arbeiter an Selbstständigkeit gewöhnen und zur politischen Reife bringen wollten, was ja die meisten gelehrten Wortmacher von damals für unerreichbar hielten.

Zu Anfang der dreißiger Jahre und bis 1835 erschien in Paris eine von 200 deutschen Arbeitern erhaltene Monatsschrift „Die Geächteten", deren vorzüglichste Mitarbeiter Venedey, Mäurer und Dr. Schuster waren. Der Radikalismus dieser Leute verstieg sich damals höchstens bis zur Progressivsteuer. Lamennais' Schrift „Worte eines Gläubigen", welche 1832 von Börne ins Deutsche übersetzt wurde, machte großes Aufsehen; diese Aufregung wurde selbst durch die künstlich gesteigerte, welche Eugen Sue's „Ewiger Jude" und „Die Geheimnisse von Paris" begleiteten, nicht überboten. Aber den Gleichheitshoffnungen und Vertröstungen Lamennais' fehlte die Aufklärung über das Wie der Verwirklichung.

Die Anhänger Fourier's wollten von der Revolution nichts wissen, sondern hofften die Reichen in Güte für ihr System der associirten Ungleichheit zu gewinnen.

Unter den Deutschen, welche sich in den Jahren 1838 und 1839 in den Pariser Kaffeehausgesellschaften durch ihren politischen Radikalismus am bemerkbarsten machten, war ein Schneider Namens Bernhardt, der seiner revolutionären Gleichheitsreden wegen von seinen Kameraden Jesus Christus genannt wurde. Ein Urtheil dieses Mannes über die zur Verwirklichung der Gleichheit nothwendige Abschaffung des heutigen Geldsystems bezeichnet treffend, bis zu welcher Entwickelung die sozialen Ideen in Paris, dem politischen Brennpunkte der Völker, damals unter den Deutschen gediehen waren. Derselbe erklärte in Betreff der Abschaffung des heutigen Geldsystems: „Das ist noch 100 Jahre zu früh. Solche Ideen dürfen wir nicht verbreiten, damit machen wir die Leute nur konfus." Ueber sozialistische Themata zu sprechen, hieß sich von der einen Seite der Verspottung, und von der anderen der Verfolgung aussetzen, diesbezügliche Druckschriften konnten später nur mit äußerster Vorsicht verbreitet werden, Niemand wagte, eine solche öffentlich sehen zu lassen.

Es gab damals kein französisches Werk über den Kommunismus, man müßte denn „La conspiration de Baboeuf" ein solches nennen, davon war aber damals nirgends ein Exemplar aufzutreiben. Ein vollkommenes soziales System der Association mit materiellen Privilegien für das Kapital und Talent gab es bereits, nämlich das von Fourier, es gab auch seit Jahren ein kommunistisches System, das von Owen, aber es war wenig bekannt. Von Seiten der deutsch-republikanischen Partei zu Paris ward deshalb 1848 eine von Weitling verfaßte kleine Broschüre „Die Menschheit, wie sie ist und sein sollte", in 2000 Exemplaren verbreitet. Für die Herstellungskosten brachte die damals sehr kleine Zahl von Gesinnungsgenossen manche rührende Opfer. Einige liehen dazu ihre Zimmer, Andere arbeiteten Nachts als Setzer, Drucker oder Buchbinder, noch Andere gaben Geld und brachten sogar, um solches zu schaffen, ihre Uhren nach dem Pfandhause.

Diese Schrift wurde 1840 in ungarischer Uebersetzung herausgegeben und 1846 zum zweiten Male aufgelegt.

Von Paris aus fanden die kommunistischen Ideen durch die Wanderung der Arbeiter einige Verbreitung in Deutschland und der Schweiz; so z. B. wurden 1840, bei der Untersuchung über eine in Frankfurt a. M. entdeckte Verschwörung, einige Exemplare der oben erwähnten Broschüre aufgefunden.

Mehr noch als alle bisherige mündliche und schriftliche Propaganda wirkte für das Prinzip des Kommunismus der Schlag, den Barbès am 12. Mai 1839 in Paris ausführte. Dieser junge und reiche Mann hatte eine 300 Mann starke geheime Gesellschaft gegründet, zum Zweck des beabsichtigten Aufstandversuches einen Theil seines Vermögens geopfert und war am Nachmittage des 12. Mai selbst mit in die Straßen gestiegen. Dreihundert Opfer kämpften mit Todesmuth hinter einem halben Dutzend Barrikaden. Das Volk hatte sich gleichgiltig gezeigt und Abends 9 Uhr wurde die letzte Barrikade erstürmt. Barbès sank verwundet an derselben nieder, und nur ein Einziger, ebenfalls verwundet, stand ihm noch zur Seite, der Schuhmacher Austen aus Danzig. Barbès und Austen wurden zum Tode verurtheilt und zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt; der erstere erlangte nach der Februarrevolution seine Freiheit wieder, von Austen hat man nichts mehr gehört, als daß er im Gefängniß wahnsinnig geworden sei.

In Folge dieses Aufstandes wurden die üblichen Verfolgungen auch auf einen deutschen Flüchtling, Namens Schapper, ausgedehnt und derselbe nach London transportirt. Dadurch wurde der deutsche Kommunismus nach London verpflanzt.

Im Jahre 1840 erschien „le voyage en Icarie" von Cabet, ein Roman, welcher einen Zustand von Kommunismus veranschaulicht. In demselben Jahre wurde auch R. Owen unter dem intelligenteren Theile der Deutschen in Paris bekannt, der, wie auch Fourier, schon lange vor der Revolution von 1830 für den Sozialismus gewirkt hatte.

Das im Jahre 1841 erschienene Werk Proudhon's „Was ist das Eigenthum", berühmt geworden durch die Schlußfolgerung: Das Eigenthum ist der Diebstahl, hält Weitling zwar für das beste, was Proudhon geschrieben, er ist sich aber der Unklarheit desselben wohl bewußt und schließt sich dem Urtheile von Marx über Proudhon an.

In der Schweiz faßte die kommunistische Bewegung zuerst 1841 einigermaßen festen Boden; es wurden Speiseassociationen in Genf, Lausanne, Vevey und Morsen gegründet, und Weitling ließ eine in 21 Nummern ausgegebene Monatsschrift „Der Hilferuf" erscheinen, die von den deutschen kommunistischen Vereinen unterstützt und in 1000 Exemplaren gedruckt wurde. Dabei gab es unendliche Schwierigkeiten zu überwinden und zahlreichen Verfolgungen zu begegnen. Insbesondere wurden die Drucker von der herrschenden Klasse fortwährend aufgehetzt, so daß das Blatt nacheinander in Genf, Vevey, Bern, Langenthal und Zürich erscheinen mußte. Indem Weitling rühmt, wie opferbereit die kleine Schaar der Gesinnungsgenossen zu jener Zeit gewesen sei, klagt er, wie sehr diese Opferwilligkeit jetzt (1849) fehle und führt als Beispiele an: Der „Volksfreund", ein aus dem edlen Herzen des jungen Schlöffel geschriebenes, in Berlin ausgegebenes Blatt, brachte die Druckkosten nicht ein. Eine Menge ähnlicher Unternehmungen im Interesse des Proletariats gingen rasch hintereinander an Abonnentenmangel zu Grunde. Der „Urwähler", eine von Weitling herausgegebene Wochenschrift, brachte in Berlin und Umgegend kaum 150 Abonnenten zusammen, und ging mit der fünften Nummer wieder ein. Die „Verbrüderung", Organ von über 200 Handwerker- und Arbeitervereinen, hatte es in vier Monaten ihres Bestehens erst auf 370 Abonnenten gebracht.

Im Jahre 1842 wurde durch die vereinten Anstrengungen der Kommunisten von Paris, Genf, Lacheaudefonds, Lausanne und andere der Druck der „Garantien", des Buches, dessen Besprechung die vorliegende Arbeit vorzüglich gewidmet ist, in 2000 Exemplaren möglich gemacht. Etwa 300 Arbeiter theilten sich, jeder nach seinen Kräften, in sämmtliche Kosten und nahmen dafür Bücher. Als besonders thatkräftige Genossen nennt Weitling Petersen aus Kopenhagen und Simon Schmidt, ein Gerber aus Reutlingen; des Letzteren etwas bessere soziale Stellung gestattete demselben, sich ganz besonders auszuzeichnen.

Ueber das Entstehen seines Buches bemerkt Weitling in der Vorrede zur ersten Auflage: „Meine Kameraden sprachen mir Muth zu, das Werk zu beginnen. „Du", sagten sie, „theilst unsere Meinungen, kennst unsere Wünsche, wir geben Dir die Gelegenheit, also mache Dich an die Arbeit." Das war der Aufmunterung genug. Sie arbeiteten für mich, ich arbeitete für sie, hätte ich es nicht gethan, hundert Andere hätten sich statt meiner dafür gefunden. Vorliegendes Buch ist also nicht mein Werk, sondern unser Werk, denn ohne den Beistand der Anderen hätte ich Nichts zu Stande gebracht." Die „Ga-

rantien" wurden 1846 zum zweiten, 1849 zum dritten Male in Hamburg aufgelegt, jedenfalls immer nur in einer kleinen Zahl von Exemplaren, auch erschien eine norwegische Uebersetzung.

Der Bürstenmacher A. Dietsch veröffentlichte 1843 eine kommunistische Broschüre „Das tausendjährige Reich", die in der Schweiz einen großen Leserkreis gefunden hat und drei Auflagen erlebte. In demselben Jahre sollte in Zürich „Das Evangelium der armen Sünder" von Weitling erscheinen, das Buch wurde aber vor der Vollendung des Drucks sammt allen bei Weitling gefundenen Büchern und Papieren confiscirt.

Das „Evangelium", dessen Manuskript man den Händen der Justiz zu entziehen gewußt hatte, erschien sodann in Bern und erlebte 1846 eine zweite Auflage, wurde auch 1843 ins Französische übersetzt. Weitling bemüht sich in diesem Werke, mit Hilfe der Bibel die menschliche Natur Christi und seine kommunistische Tendenz nachzuweisen.

Darauf folgten in der Schweiz Arrestationen, Prozesse, Verbannungen und Transportationen der Kommunisten in immer größerem Maßstabe. August Becker, Simon Schmidt, Petersen, Christiansen und Andere hielten indeß die Ordnung in den durch Verfolgungen gelichteten Reihen aufrecht. In dem Jahre 1843 erschien auch diejenige Schrift, welcher der Kommunismus seine erste Verbreitung in Deutschland zu danken hat, da dieselbe, von den Schweizerbehörden selber ausgehend, einige Zeit kein Censurhinderniß fand, wir meinen den „Bericht über die Kommunisten in der Schweiz", welcher von dem Regierungsrath Bluntschli erstattet wurde und alle Briefe und Manuskripte enthielt, welche bei Weitling confiscirt worden waren.

Im Jahre 1844 fiel auch die deutsche Philosophie in den Kommunismus und Sozialismus, Heß zuerst, dann Lüning, Marx und Engels. „Leider ging es," bemerkt Weitling, „indem auch Letztere mit ihrer scharfen Kritik der Sache dienten, nicht immer ohne Selbstverletzung ab."

In Amerika fand der Kommunismus durch Hermann Kriege Verbreitung und es wurde von demselben eine Wochenschrift, der „Volkstribun", gegründet. Kriege soll indeß später abtrünnig geworden sein.

Der dritten Auflage der „Garantien" schickt Weitling gegen dreißig Recensionen voraus, die einen recht interessanten Einblick in die Art und Weise gewähren, wie man in den vierziger Jahren in verschiedenen Kreisen die soziale Frage auffaßte und beurtheilte. Briatte, Deputirter, Forstinspektor und Major im Kanton Waadt, schreibt: „Ich habe Ihr Werk mit vielem Interesse gelesen. Seit 12 Jahren habe ich alle sozialen Systeme studirt, aber kein Mittel zur Abhilfe finden können. Ich glaube jetzt, daß Sie die Frage gelöst haben." Die „Schweizerzeitung" schimpft in der Art, wie es unsere liberalen Zeitungen jetzt machen. Dr. Bluntschli in seinem (amtlichen) Kommunistenbericht: „Weitling folgt den Gedanken Baboeuf's und führt denselben konsequent und entschlossen durch." Die „Kölnische Zeitung" vom 2. August 1843 macht Bluntschli Vorwürfe, daß er mit seinem Berichte die Bestrebungen der Kommunisten gefördert habe, nimmt die Sache sehr ernst und anerkennt die Beredsamkeit und den Enthusiasmus der Kommunisten. „La Patrie", Journal der französischen Schweiz, nimmt Weitling gegen Bluntschli in Schutz. Die „Times" in London brachten 1843 in 12 Artikeln einen Auszug aus den „Garantien". „La Presse" in Paris übersetzte die Artikel der „Times" und spricht sich über den deutschen Kommunismus im Vergleich zum französischen vortheilhaft aus. Die „Aachener Zeitung" nennt Weitling ganz einfach einen verrückten Schneidergesellen. „Telegraph" findet, daß das Weitling'sche System stark nach Gamaschen- und Kasernenthum schmeckt, und das „Deutsche Bürgerbuch" meint: „Lieber unter der russischen Knute, als unter Weitling's System leben." In ähnlichen Widersprüchen bewegen sich alle angeführten Urtheile, die wenigsten gehen auf die Sache selbst näher ein.

Wir geben nun einen Auszug aus den „Garantien". In dem ersten Theil seines Werkes schildert Weitling die Entstehung der gesellschaftlichen Uebel und giebt eine Kritik des bestehenden Gesellschaftszustandes. Dabei verschmäht er es, mit Wissenschaftlichkeit zu prunken; wir finden keinerlei Citate, sondern er entwirft mit Hilfe eines allerdings wenig gründlichen Wissens ein etwas frei ausgeführtes Gemälde von der gesellschaftlichen Entwickelung und aller ihr anhängenden Verkehrtheiten; dabei ist seine Sprache, wie sich zeigen wird, bilder-

reich, oft gewaltig, zuweilen etwas roh und schwülstig, in allen Stücken aber geeignet, mächtig auf das Gefühl der Massen einzuwirken.

Seine Darstellung von dem Urzustand der Gesellschaft erinnert fast an die biblische Erzählung vom Paradiese: „Auf die Jagd gehen, essen und trinken, lieben und spielen waren des Menschen Lieblingsbeschäftigungen; die Begriffe Arbeit und Müssiggang, Sclaverei und Herrschsucht, Eigenthum und Diebstahl waren ihm noch unbekannt" — — „die Menschheit in ihrer Kindheit lebte frei und unabhängig, weil Jeder seine Begierden nach Belieben befriedigen, nach Gefallen entwickeln konnte; wollt ihr den Menschen heute wieder frei und unabhängig machen, so gebt der Gesellschaft eine Organisation, welche Allen im gleichen Verhältnisse die Befriedigung ihrer Begierden und die Entwickelung ihrer Fähigkeiten erleichtert." Daß eine solche Organisation möglich sei, sucht Weitling durch den Hinweis darauf zu beweisen, daß er des weiteren ausführt, „wie die Gesammtsumme der Fähigkeiten jeder Generation auch immer mit der Gesammtsumme ihrer Bedürfnisse im Einklang stehe."

An den Entwickelungsstadien des Menschengeschlechts vom Jäger- und Nomadenleben zur Ackerwirthschaft weist er die Entstehung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, sowie des Erbrechtes nach. Das Privateigenthum hatte in der Jugendzeit des Menschengeschlechts seine volle Berechtigung; wenn Jemand jagte, Heerden oder Aecker sein Eigen nannte, so wurde damit Niemand benachtheiligt, denn Jeder konnte jagen, Heerden oder Aecker besitzen; von dem Augenblick an aber, wo der Besitz beweglicher und unbeweglicher Sachen das Monopol Einzelner wurde, war das Privateigenthum ein Fluch für die gesammte Menschheit.

„Nur ein kleiner Theil der Oberfläche der Erde hat die Herrschaft des Menschen durch den Pflug gefühlt und doch schreien Millionen um Brod und möchten gern die Bresche erweitern, die der Ackerbau in die Schranke der Natur gebrochen. Wer hält sie zurück? Der Mensch selbst mit seinem verwirrten Mein und Dein."

„Der Mensch erfand das Fahren und Reiten, die Eisenbahnen und Dampfschiffe. Aber bei alledem kriechen der Tagelöhner, der arme Bauer und der Handwerksbursche mit ihrer Last auf dem Rücken von Ort zu Ort. Der geschäftige Arbeiter läuft zu Fuß, der müßige Faullenzer fährt. — — Warum läßt man diese Armen durch das mühsame Hocken und Lasttragen so viel Zeit verlieren, da man die Sache viel bequemer einrichten kann? Auch wieder wegen des vermaledeiten Mein und Dein."

„Der Mensch erfand das Schreiben und Drucken und die Telegraphen. Und doch giebt es Menschen, die ein Wort der Wahrheit auf der Zunge haben und es nicht aussprechen dürfen. Die Einen können Wahrheit und Lüge nach Belieben verewigen und verbreiten, die Anderen dürfen nicht einmal sagen: die ehrlichen Leute sperrt man ein und den Dieben erweist man Ehre. Und warum denn nicht? Auch wieder wegen des Mein und Dein."

„Der Mensch erfand die Maschinen, welche mittelst der weisen Anwendung der rohen mechanischen Kraft hundertmal mehr arbeiten, als der Mensch früher im Stande war. Und doch müssen wir uns jetzt noch ärger schinden als vor Erfindung der Maschinen. Wie geht das zu? Das Mein und Dein ist die Ursache, denn nach ihm gilt der Grundsatz: Je mehr Maschinen, je weniger Arbeiter und je mehr Faullenzer."

So erklärt er das Eigenthum für die Ursache aller Uebel und sagt weiter: „Den Begriff des Eigenthums legte man der Menschheit in ihrer Wiege an. Es war ihr ein ungewohntes eisernes Mieder, obgleich ihre zarten Formen hineinpaßten. Aber das Kind nahm zu, und je mehr es wuchs, je unwohler befand es sich darunter. Nun aber löst es ihm bald ab, denn schon hat es in sein gepreßtes Fleisch blutige Streifen geschnitten. Was, ihr zögert noch, Chinesen? — Der eingebildeten schönen Form zu lieb wollt ihr den ganzen kräftigen Körper verkrüppeln?"

Auch Weitling hatte sich schon gegen den lächerlichen Vorwurf zu vertheidigen, daß nach seiner Theorie aller Besitz „getheilt" werden solle, und er ruft seinen Gegnern zu: „Habt keine Furcht, ihr Zusammenkratzer, es giebt andere Mittel, die gewiß der größte Egoist unter euch nicht unmoralisch nennen wird. Die Anwendung dieser Mittel aber wird eure Habsucht und euren Ehrgeiz selbst beschleunigen."

Von dem Erbrecht sagt er: „Wie die Maden des Insekts in die Frucht, so fraßen sich die Nachkommen der Eigenthümer mit Hilfe des neuen Gesetzes in den Besitz aller Kräfte und Producte ein, welche sich als bewegliches oder unbeweg-

liches Eigenthum geltend machen ließen, und verzehrten und verdarben die Frucht, ohne ein weiteres Verdienst zu haben als das, daß die Alten beliebt hatten, sie darin anszubrüten. Hatte das Eigenthum in seinen Folgen Herren und Sclaven gemacht, so erzeugte es jetzt auch noch Faullenzer. So ein junger Mensch, den das Erbschaftsgesetz zum Faullenzer gestempelt hat, kommt mir immer vor wie ein Stein, der mitten am Wege liegt, und den die Wanderer umgehen müssen, wenn sie nicht daran stoßen wollen. Je kräftiger man auf der Reise ist, je weniger achtet man darauf, und je müder man wird, desto ärgerlicher ist einem das Ausweichen; stößt man sich aber gar den müden Fuß daran, so könnte man an ihm sein Müthchen kühlen, wenn er kein so fühlloses unbehilfliches Ding wäre, das gar nicht Schuld daran ist, wenn Andere ein Aergerniß an ihm nehmen."

An dem Beispiel einer Insel, welche zehn Menschen ohne Arbeit Unterhalt gewährt, wird dann nachgewiesen, wie bei Vermehrung der Bewohner sich die Lage derselben verschiedenartig gestaltet, je nachdem sie Grund und Boden als Gemeineigenthum ansehen oder denselben nach dem Erbschaftsrecht zerstückeln. Im ersteren Falle ist die Folge allgemeines Wohlbefinden, im letzteren gelangt man zu Zuständen, wie wir sie in der heutigen Gesellschaft vergegenwärtigt finden.

Das Eigenthum hat zur nothwendigen Folge auch den Krieg. Weitling schildert die Gräuel desselben mit glühenden Farben und tritt insbesondere der im Volke auch vielfach verbreiteten Meinung entgegen, daß Kriege ein nothwendiges Uebel seien, um der Uebervölkerung vorzubeugen, indem er nachweist, daß, um zu diesem Ziele zu gelangen, man den Krieg von den Weibern, als dem zeugenden Element führen lassen müßte. Er ist der Ansicht, daß Uebervölkerung zunächst nicht zu fürchten ist, wenn man die unkultivirten Theile der Erde bevölkert, außerdem scheint er auch im äußersten Falle vor der Tödtung der Kinder nicht zurückzuschrecken, denn er ruft aus: „Welcher Unsinn, den Krieg für ein nothwendiges Uebel zu halten, weil er der Uebervölkerung vorzubeugen im Stande ist! Ganze Armeen Kinder aufzuziehen, ihren Verstand zu entwickeln, um sie dann, wenn sie herangewachsen sind und der Gesellschaft wieder nützen können, sich einander abwürgen zu lassen! Der Krieg ist ein Uebel, aber kein für immer nothwendiges! Wenn wir nach ihm verlangen, so ist das nur in der Hoffnung, das Ende unserer Leiden zu sehen, und wenn unsere Bedrücker jetzt nach ihm verlangen, so ist das, um ihre Genüsse und Vorrechte zu sichern und zu vermehren."

Die Sclaverei ist natürlich nur eine Ausdehnung des Eigenthumsbegriffes von den beweglichen und unbeweglichen Sachen auf den Menschen. „Da die Kriege," sagt Weitling, „nur vorübergehender Art waren und man das Bluthandwerk damals noch nicht für seine ganze Lebenszeit betreiben konnte, so war man nach denselben doch gezungen, wieder zu arbeiten und das eroberte Land zu bebauen. Dieser Mühe überhoben zu sein, erfand man die Sclaverei. Von dieser Zeit an gab es zweierlei Menschen, solche, die arbeiteten, und solche, die nicht arbeiteten; Herren und Knechte. Heute giebt es viererlei Menschen in der Welt:

Menschen, die ein nützliches Geschäft betreiben,

Menschen, die ein unnützes Geschäft betreiben,

Menschen, die gar nicht arbeiten, und

Menschen, die ein schädliches Geschäft betreiben, oder:

ehrliche Leute, Affen, Umsonstfresser und Schurken."

In dem Kapitel, in welchem er vom Gelde handelt, giebt Weitling weder eine historische Entwickelung des Geldsystems, noch legt er die Begriffe Waare, Gebrauchswerth, Tauschwerth ꝛc. klar, sondern schimpft nur auf 19 Seiten ganz gewaltig, indem er das Gold mit den Worten: Verächtliches Metall, unnütze Schlacke, todtes Metall, falscher Götze, scheußlicher Klumpen ꝛc. bezeichnet. Seine Kritik entspricht also keineswegs wissenschaftlichen Anforderungen, nichtsdestoweniger hat er aber klar erkannt, daß das Geldsystem das geschickteste Mittel zur schrankenlosen Ausbeutung der Massen ist, weil durch dasselbe der eigentliche Maßstab für den Werth der Producte, die auf die Erzeugung derselben verwandte Arbeitszeit, vor den Augen der Menschen verdunkelt wird. Er sagt diesbezüglich: „Die Minderschätzung des wahren Werthes der Arbeit war unter dem System des Tauschhandels nicht so leicht möglich, als unter dem System des Geldes, denn der jedesmalige Vergleich der auszutauschenden Producte verhinderte meistens eine zu ge-

ringe Anschlagung derselben. Wenn die Erfindung des Geldes die Bestimmung hatte, den gegenseitigen Austausch der Producte und die zur Hervorbringung derselben nöthige Arbeitszeit im Interesse der Arbeitenden zu regeln, so hätte man einen bestimmten Werth auf dasselbe prägen sollen, als: Werth von einem Pfund Brod, einem Pfund Fleisch, Werth von einer Stunde Arbeit in der Ernte, Werth von einer Stunde Arbeit mit der Nadel ꝛc."

Aber abgesehen von dem wissenschaftlichen Unwerth der Weitling'schen Kritik des Geldsystems enthält der betreffende Abschnitt seines Buches im Einzelnen vortreffliche Stellen, nur muß man in allen Fällen festhalten, daß Alles, was gegen oder in Bezug auf das Geld gesagt ist, Geltung hat für das gesammte moderne Wirthschaftssystem, da Weitling ganz irrig das Geldsystem als selbstständig wirkendes Uebel behandelt, während es doch nur ein nothwendiges Product des herrschenden Wirthschaftssystems ist.

Er führt aus, daß durch das Geldsystem, d. h. also durch die moderne Productionsweise, an Stelle der antiken Sclaverei eine viel schlimmere moderne getreten sei, bezeichnet die Bemühungen um Aufhebung der Sclaverei (1849) als Komödie und sagt weiter: „So gründet man auch Vereine zur Verhütung von Thierquälerei. Wenn ich Mitglied einer solchen thierfreundlichen Gesellschaft wäre, ich würde ihr alle Tage zweibeinige Thiere als Ankläger vor die Augen führen, würde ihre abgemagerten Gerippe, ihre hohlen Augen und eingefallenen Wangen zeigen und sagen: Meine Herren! Sehen Sie das arme Thier, so schändlich ist es von seinem harten Herrn behandelt worden, vierzehn bis achtzehn Stunden des Tages hat er es arbeiten lassen, und es dazu noch lieblos behandelt; und sehen Sie da hier! das war seine ganze Nahrung! Dabei hat es seine Jungen säugen und von diesen Hadern sein Nest bauen sollen, um seine Jungen und seine alte Mutter zu erwärmen! — Was hätte mir der Präsident dieser thierfreundlichen Gesellschaft dann wohl geantwortet?"

Von den Armen sprechend, die in Folge von Alter oder Krankheit nicht arbeiten können, oder die aus anderen Gründen keinen Verdienst haben, fährt Weitling fort: „Was soll mit ihnen geschehen? Wollt ihr sie nicht todtschlagen? — Ihr schaudert zurück und doch muß etwas für sie geschehen. Ihr denkt: Laßt sie betteln, wir werden ihnen dann und wann ein Stückchen Brod geben. — Aber ihr habt das Betteln auch verboten, weil es anfing, euch unbequem zu werden; nehmt euch in Acht, daß der Diebstahl euch dereinst nicht noch unbequemer wird, denn in einem blühenden Garten voll der lieblichsten Früchte Hungers sterben, das wäre ein Gemisch des größten Muthes und der größten Feigheit, für das ich keinen Namen finde. Wenn das Schreckbild des Mangels ein reißender Tiger wäre, der seine Beute schnell verschlingt, dann würde euer Geldsystem, euer Eigenthumsbegriff und alle Mängel eurer gesellschaftlichen Ordnung bald zu Grabe geläutet werden; denn alle Welt würde sein Gebrüll von weitem erkennen. So aber ist es ein schleichendes Gift, welches den Körper nach und nach zerstört; man verblüht, wird schwach, siech und stirbt, ohne die Ursache seines Unterganges zu ahnen."

Weitling versucht es nirgends, den Begriff des modernen Kapitals wissenschaftlich zu erklären, er kennt aber nichtsdestoweniger die Eigenschaften desselben ganz genau; so z. B. sagt er, vom Kapitalzins sprechend: „Man borgt sich also die zu solchen Speculationen fehlenden Gelder bei Anderen, welche aber bei dem zu machenden Raube auch nicht leer ausgehen wollen und sich einen Theil der zu machenden Beute unter der Benennung Zins für ihre Gefälligkeit ausbedingen."

Er weiß auch sehr genau, wie es in unserer „besten der Welten" zugeht, denn er sagt: „Warum lügt der Zeitungsschreiber, warum betrügt der Kaufmann, warum vertheidigt der Advokat eine schlechte Sache, warum zanken sich Gesellen und Meister, Kunden, Krämer und Kaufleute, warum werden Nahrungsmittel aller Art verfälscht, warum giebt es Leute, die gegen ihre Pflicht, ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung lehren, schreiben und handeln? — Des Geldes wegen."

„Wenn unsere unermüdlichen Gesetzfabrikanten nur Gesetze machen können, dann sind sie in ihrem Elemente; macht man sie aber auf die Wurzel des Uebels aufmerksam, so machen sie gleich wieder neue Gesetze und neue Strafen, um die Aufdeckung ihrer Irrthümer und die Verbreitung der Wahrheit zu verhindern." — — — „Die Weltgeschichte ist nichts als eine große Räubergeschichte, worin die ehrlichen Leute zu allen Zeiten die Geprellten waren."

Das Kapitel über das Geldsystem enthält des weiteren ausführliche Darlegungen, wie das Geld in allen nur denkbaren Verhältnissen des Menschenlebens seinen schädlichen Einfluß äußert und schließt mit einer Art Weissagung, welche den Sieg des gesunden Menschenverstandes über diese Mißwirthschaft verheißt und folgende Stelle enthält: „Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr bitten und betteln, sondern verlangen wird. Zu dieser Zeit wird man große Feuer mit Banknoten, Wechseln, Testamenten, Steuerlisten und Schuldverschreibungen anzünden und in das Feuer wird Jeder seine Börse werfen, der Arme sein Kupfer, der Wohlhabende sein Silber, der Reiche sein Gold."

Wie diese, von den Lesern sicherlich mit ungläubigem Lächeln aufgenommene Weissagung zu verstehen ist, wird sich zeigen, wenn wir dazu gelangen, die positiven Vorschläge Weitling's zu hören.

Ueber die Titel-, Würden- und Ordenskrämerei spricht sich Weitling sehr drastisch aus: „Sie machen Alles erblich," sagt er, „was zu verdienen sie nicht den Muth und die Kraft in sich fühlen." Nachdem er eine ganze Reihe schöner Titel aufgeführt hat, heißt es: „Ob nun wohl unter hundert Bauern Einer ist, der mir sagen kann, was denn eigentlich jeder der hier angeführten Titelmänner für Pflichten auf sich hat? Ich glaube es nicht. Ich befände mich in derselben Verlegenheit, wenn man mich z. B. früge, was denn ein Hofrath zu thun hat. Der Hofrath selber würde vielleicht bei einer solchen Frage noch verlegener werden als ich und die hundert Bauern."

Er schildert, bis ins Kleinste ausgemalt, die Ueppigkeit der Reichen und dann sagt er: „Nun, wenn das Alles für sie ist, was bleibt für uns, wir gehen doch nicht ganz leer aus? Davon ist auch keine Rede, denn es giebt noch Dinge genug, die die Reichen nicht wollen: die schmutzigen Betten mit dem groben Leinen und den harten Strohsäcken, die hölzernen Bettstellen voller Wanzennester sind für uns! Die zerbrochenen wurmstichigen Möbel, die verfaulten Pfeiler und feuchten Wände, die schmutzigen zerbrochenen Fenster mit der Aussicht auf eine kahle Mauer, eine Dachrinne oder einen Misthaufen sind für uns! Die bloßen Füße in den Schuhen ohne Absatz und Sohlen, die dünnen Hosen ohne Boden oder mit geflicktem Hintertheil und Knien, die roth und grau gewordenen Hüte mit den schmutzigen und zerbrochenen Rändern und weißen Kanten sind für uns! Die irdenen Pfeifen mit dem schlechten Kanaster, die verdorbenen schlechten und verfälschten Weine, Fuselbranntweine und der Wasserkrug sind für uns! Die Würste von verdorbenen Fleischbrocken, erfrorene Kartoffeln, alte, holzig und bitter gewordene Rüben sind für uns! Das Fleisch alter Kühe, die keine Milch mehr geben, die Kälber, die in der Geburt geschlachtet werden, und die Schafe, die an Altersschwäche sterben, sind für uns! Alles, was verdirbt und sauer wird, ist für uns, da können wir sicher darauf rechnen; wer will es sonst essen, wenn es das arme und arbeitende Volk nicht ist; wer es kochen, als die, welche die letzte Speculation machen, welche aus den paar Pfennigen, die wir für unsere Nahrung ausgeben, auch noch einen Gewinn herauspressen müssen, um in unserer verkehrten Organisation der Gesellschaft leben zu können?"

Was Weitling über den Militarismus sagt, eignet sich wenig zur Mittheilung an dieser Stelle . . . . Er verurtheilt natürlich das Soldatenwesen und schildert alle Schattenseiten desselben in den kräftigsten Farben, allein er ermangelt dabei des umfassenden Blickes, seine Darstellung ist lückenhaft und durchaus ungenügend.

Die Internationalität des Socialismus oder Communismus hat Weitling ganz klar und richtig erfaßt. Er schildert, welche Ansprüche der Einzelne an sein Vaterland zu stellen berechtigt sei, und ruft aus: „So ein Vaterland, das alle seine Glieder und keine Müssiggänger nährt, laß ich mir gefallen, für das ist es wohl der Mühe werth, Leben, Blut und Freiheit zu wagen; aber unseres? Sagt an, ihr patriotischen Herzen, haben wir denn wirklich ein Vaterland?" Er führt im Einzelnen aus, wie fremd die herrschenden Klassen und die große Masse des Volkes einander sind, „fremder als der Kossack und Franzose", und kommt zu dem Schluß: „daß unsere Interessen einander schroff gegenüberstehen, und daß wir darum bald an etwas Anderes denken werden, als an die Vertheidigung eures Wohlstandes und unseres Elends, welchen Zustand ihr Vaterland nennt. — — — Das Vaterland ist in Gefahr! schreien sie. Das wissen wir leider nur zu gut, seitdem ihr es unverschämter Weise zu eurem ausschließlichen Eigenthum gemacht habt. — — — Unser

Eigenthum ist in Gefahr! Desto besser, da wißt ihr doch, wie es Einem zu Muthe ist, der gar keins hat. Desto besser, dann haben wir wieder Hoffnung, euch zur Einsicht zu bringen und wieder Freunde zu werden. — — — So lange ein Volk in Ungleichheit lebt, so lange ein Volk aus Herren und Knechten besteht, so lange ist es völlig gleich, wer die Herrschaft ausübt, ob Hinz oder Kunz. — — — Das beste Mittel, den ewigen Grenzstreitigkeiten ein Ende zu machen, ist, sie ganz aufzuheben."

Recht charakteristisch ist es auch, wie gut er seine Landsleute schon zu Anfang der vierziger Jahre zu beurtheilen versteht, indem er die Franzosen wegen ihres Nationaldünkels, den er übrigens mißbilligt, einigermaßen in Schutz nimmt: „Ich glaube, unsere Vaterlandsverfechter trügen die Nase noch höher als die Franzosen, wenn wir einen deutschen Napoleon in der neuesten Zeit aufzuweisen hätten, wenn wir eine deutsche Revolution wie die von 1792 durchgemacht hätten."

Von der Beseitigung der Grenzen erhofft Weitling auch die Abschaffung der verschiedenen Sprachen; die Einführung einer Universalsprache, welche die Vollkommenheiten und Schönheiten aller bekannten Sprachen in sich vereinigen soll, ist natürlich unter den jetzigen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit, im Zustande der Gemeinschaft wird es sehr leicht sein, die Durchführung dieses ungeheuren Fortschritts zu bewerkstelligen.

„Wenn in 50 Jahren ein Netz von Eisenbahnen ganz Europa überzieht, meint man denn, die Grenzen und Vaterlande würden nicht dem beschränktesten Kopf zum Ekel und Hinderniß werden? Meint man denn, man wird alsdann nicht einsehen, daß es doch recht unangenehm ist, in der Lage zu sein, in ein paar Tagen ganz Europa zu durchziehen, ohne sich mit den vielen verschiedenen Völkern verständigen zu können?"

Auf die Krämer und Kaufleute ist Weitling sehr schlecht zu sprechen, er zählt sie zu den Leuten, welche in der Hauptsache ein unnützes Geschäft betreiben, denn er sagt: „Welche Verschwendung von Zeit und Materialien für die Einrichtung der vielen Magazine, mit ihren Auslagekasten, Comtoirs und dergl. Mit dem zehnten Theil der Kosten könnte sich die Gesellschaft viel schönere und bequemere Waarenniederlagen und Magazine herrichten, als alle diese großen und kleinen Säle, Keller, Böden, Höfe und Boutiquen; ebenso könnte mit dem zehnten Theile der Individuen der Austausch der Producte besser betrieben werden." Wir werden später sehen, wie sich unser Autor die Sache vorstellt.

Ein anderes Uebel der Krämerei, als die Bereicherung der Kaufleute durch Vertheuerung der Bedürfnisse und Verringerung des Arbeitslohns, ist die Verfälschung der Producte, welche sich diese Klasse zu Schulden kommen läßt. Weitling führt das an der Hand sehr drastisch gewählter Beispiele des weiteren aus. Natürlich leiden unter diesem Uebel die Armen, welche alle ihre Bedürfnisse im Kleinen und Einzelnen anschaffen müssen, ganz besonders.

In der Schweiz, führt er gelegentlich aus, tritt die Armuth nicht so grell zu Tage (1842), sie ist aber nichtsdestoweniger vorhanden, denn „es giebt darin Reiche, Bettelleute, Zuchthäuser und Bedienten, und das sind der Beweise genug, daß auch die Armuth groß sein muß."

Auf die Nothwendigkeit, sich der socialen Fragen anzunehmen, verweist Weitling mit folgenden Worten: „Es ist wahrlich zu verwundern, daß man nichts zu kritisiren findet, als nur immer die Regierung! Es scheint, als verschlängen die Regierungen nur ganz allein die Reichthümer der Nationen. — Bis zur Oekonomie in den Staatsfinanzen, zur Verminderung der Steuern, Verminderung des Soldes der unfruchtbar Angestellten ꝛc., so weit sind wir seit vierzig Jahren gekommen, das ist das große Revolutionsbanner und die vermeintliche politische Weisheit!" Er billigt sodann zwar diese Art Opposition, fährt aber fort: „Das ist auch eine Steuer, wie die der Regierung, welche der Handel den Völkern auferlegt; das ist auch eine Armee, wie der Kriegerstand, diese unzählige Handelsarmee, welche immer zu Felde zieht, um zu kaufen und zu verkaufen, um zu schätzen und zu erbeuten."

In der communistischen Gemeinschaft findet Weitling den einzigen Rettungsweg aus den socialen Uebeln der Zeit, denn „Freihandel, Schutzzölle, Gewerbefreiheit, Zunftwesen, Gewerbeordnungen und wie die Schlagworte alle heißen, sind nur neue Täuschungen, die jeder von den socialen Ideen Erleuchtete zu würdigen wissen wird."

Religion und Sitten sind für Weitling das Product menschlicher Schlauheit auf der einen und Dummheit auf der anderen

Seite. Er vergleicht das Leben der Menschheit mit einem großen Heereszug, der auf staubiger Straße mühsam seinen Weg zu einem unbekannten Ziele verfolgt, links und rechts von dieser Straße aber sind angenehme, schattige Wege, auf welchen die Bevorzugten ihre Lebenswanderung vollbringen.

„Um nun den großen Haufen auf der Elendsstraße den Genuß des irdischen Glückes vergessen zu machen, hat man ihn auf das dunkle, hoffnungsvolle Jenseits angewiesen, und ihm die geduldige Entbehrung der irdischen Genüsse zur Bedingung des Genusses der künftigen ewigen Seligkeit gemacht. — — So treiben unter Anleitung politischer Vorrechtler und bezahlter Religionslehrer die Einen in Freuden und Ueberfluß, die Anderen unter Entbehrung und Leiden einem und demselben unbekannten Ziele zu."

Auf eine Kritik der verschiedenen Religionen und Sitten läßt er sich nicht ein, er selbst scheint sich von dem Glauben an einen persönlichen Gott, nach verschiedenen Aeußerungen in seinem Buch zu urtheilen, nicht ganz losgemacht zu haben und erklärt ausdrücklich: „So betrachte ich auch jeden Gottesglauben als einen vielen Menschen wohlthätigen Glauben, den ich wenigstens Niemandem vergällen will, der sich mit ihm zum Communismus bekennt."

In einem weiteren Artikel werden wir nun die positiven Vorschläge Weitling's kennen lernen. N. N.

(Schluß folgt.)

Friedrich Albert Lange und der Staatssocialismus.

In der Nr. 11 des „Staats-Socialist", vom 9. März d. J., findet sich ein Artikel unter der Ueberschrift: „Friedr. Alb. Lange über Religion, Christenthum und sociale Frage." In diesem Artikel ist eine Anthologie von Aussprüchen Lange's enthalten, welche seiner berühmten „Geschichte des Materialismus" entnommen sind, einem Werke, welches der Verfasser jenes Artikels mit Vaihinger („Hartmann, Dühring und Lange) als „die bedeutendste philosophische That der Gegenwart" bezeichnet. Mit diesen Aussprüchen soll bewiesen werden, daß Lange, wenn er die Entstehung des Staatssocialismus noch erlebt hätte, „ein Freund des Centralvereins für Socialreform auf religiöser und konstitutionellmonarchischer Grundlage", daß er „sowohl in socialen, wie religiös-philosophischen Dingen" ein „Gesinnungsgenosse" des „Staats-Socialisten" geworden sein würde. In dieser Hinsicht spielt der betreffende Artikel zum Schluß folgenden Trumpf aus:

„Hätte Lange das Erscheinen des Todtschen Buches und das Auftreten Stöckers **für ein durch Prof. Wagner, seinen social-wissenschaftlichen Gesinnungs-Genossen, durchweg gebilligtes sociales Reform-Programm** erlebt, und hätte man ihm dann noch gesagt, daß sich schon nach Verlauf von wenigen Wochen um das von ihren genannten Amtsbrüdern entrollte Banner über Vierhundert evangelische Geistliche schaarten und Tausend Andere nachweisbar auf dem Wege dahin sind, — hätte Lange diese ganz neuen Erscheinungen erlebt, so würden seine christlichen Hoffnungstriller in den Jubeltönen des Frühlings noch heller erklungen sein, auch würde er nicht gezaudert haben, sich der von ihm heiß ersehnten Bewegung (des hoftheologischen Staats-Socialismus?!!) in Person anzuschließen und sie durch den Glanz seines Namens und Talentes zu unterstützen."

Es sind insonderheit die Schlußworte der ersten Ausgabe der „Geschichte des Materialismus", auf welche der Artikel des „Staats-Socialist"*) sich beruft. „Auf keinen Fall", so sagt hier Lange, „wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert sich wieder erheben. In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen, oder wer will die

*) Wir geben diese Worte so wieder, daß auch wir die im „Staats-Socialisten" besonders betonten Worte durch den Druck auszeichnen.

Madonna Raphaels des Irrthums zeihen? Das gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das große Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brod zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden, sie werden nicht für immer schwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen. Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand in einem Augenblick, in welchem die sociale Frage Europa bewegt: eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil ins Auge faßt. Wohl würde es die bevorstehenden Kämpfe mildern, wenn die Einsicht in die Natur menschlicher Entwicklung und geschichtlicher Processe sich der leitenden Geister allgemeiner bemächtigte, und die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß in ferner Zukunft die größten Wandlungen sich vollziehen werden, ohne daß die Menschheit durch Brand und Blut befleckt wird. Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Kultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten; allein die Aussicht dazu ist gering, und **wir können uns nicht verhehlen, daß vielleicht schon das Interesse zur theoretischen Ergründung der wichtigen Fragen, die uns beschäftigen, im Erlöschen ist, während die erregten Leidenschaften den Schauplatz betreten. Immerhin wird unser Streben nicht ganz umsonst sein. Die Wahrheit, zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick; niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht zu schweigen, weil er weiß, daß ihn für jetzt nur Wenige hören werden.**"

Wir wollen uns dem „Staats-Socialisten" liebenswürdig erweisen und ihm aus ganz demselben Werke noch einen Beitrag für seine, die hoftheologische Gesinnungsgenossenschaft Lange's beweisen sollende Anthologie zur Verfügung stellen, den der Verfasser jenes Artikels übersehen zu haben scheint, obgleich die Stelle, die wir meinen, sich in ganz derselben Schlußabhandlung („Der ethische Materialismus und die Religion") findet, nur wenige Seiten vor den vom „Staats-Socialisten" citirten Schlußworten. Hier sagt Lange Folgendes: **„Die moderne Orthodoxie hat von Haus aus eine negative Tendenz. Was die Anhänger dieser Richtung positiv nennen, ist ein dürrer Pfahlzaun von Formeln gegen den Andrang des geistigen Fortschritts. Ihr innerstes Wesen besteht darin, gegen den Sündenlohn von Orden, Titeln und Gehältern die Wissenschaft, die industrielle Arbeit und die bürgerliche Freiheit zu bekämpfen, um denjenigen Mächten, welche in einer neuen und höheren Ordnung der Dinge keinen Raum mehr finden, eine längere Frist der Ausbeutung unserer Generation zu verschaffen."** Warum hat der „Staats-Socialist" dies Wörtlein nicht auch in seine Blumenlese mit aufgenommen? Wir könnten noch mit manchem anderen Worte Lange's vom „depravirenden Einfluß" der „Kirchengesellschaften", vom „Gift des Buchstabenglaubens" 2c. aufwarten, ohne

daß wir nöthig hätten, auch noch die übrigen Schriften Lange's herbeizuziehen. Allein es ist nicht erforderlich, die angeführte Stelle genügt, um den vom „Staats-Socialisten" gemißbrauchten Worten der „Geschichte des Materialismus" eine schärfere Beleuchtung zu geben, deren sie freilich für den des Lesens wirklich kundigen Leser kaum bedürfen. Sie genügt, um den jesuitischen Kniff gebührend zu kennzeichnen, welchen der „Staats-Socialist" sich mit dem Geiste Friedr. Alb. Lange's, welcher selbst nicht mehr dagegen protestiren kann, ohne Scheu erlaubt hat — ein Verfahren, welches mit der ganzen Zweideutigkeit dieser wunderlichen Erscheinung, welche sich Staats-Socialismus zu nennen beliebt, in der schönsten Uebereinstimmung steht. Friedr. Alb. Lange ein in „christlichen Hoffnungstrillern in den Jubeltönen des Frühlings" sich ausströmender „Gesinnungs-Genosse" Stöcker's und Wangemann's!! Ist dies lächerlich, oder ist es widerlich? — K.

Recensionen.

Dr. W. Schaefer. Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftsstaates mit der menschlichen Natur. Ungehaltene Rede, dem socialdemokratischen Wahlverein in Hannover gewidmet. (Hannover, Schüßler, 1878. 80 S.)

Der Verfasser der vorstehend genannten Schrift hat im Laufe des vorigen Winters zu wiederholten Malen im Redekampfe mit socialistischen Arbeitern vor Mitgliedern des Wahlvereins zu Hannover seine abweichende Ansicht auseinandergesetzt und hält es jetzt für richtiger, die Debatte auf schriftlichem Wege fortzusetzen. Dies geschieht in einem so wohlwollenden und anerkennenden Tone, daß die Schrift den zahlreichen, andersartigen Bekämpfern des Socialismus als Muster einer objectiven Kritik empfohlen werden kann. Sachlich verfällt der Verfasser dagegen in denselben Fehler, von dem fast alle seine Gesinnungsgenossen nicht frei sind. Die Socialisten versichern, daß ihr „Zukunftsstaat" das Product einer organischen Fortentwickelung, deren einzelne Stadien sich nicht absehen lasse, sein müsse, und daß es zunächst nur darauf ankomme, diejenigen Vorschläge auszuführen, mit deren Verwirklichung die vorerst nur in allgemeinen Umrissen erkennbaren Formen des künftigen Gesellschaftskörpers eine feste Gestalt annehmen werden. Der Verfasser springt jedoch über alle diese Zwischenstadien hinweg, um sich sofort in den „Zukunftsstaat" selbst zu versetzen und nachzuweisen, daß dieser selbsteigen construirte Staat mit der menschlichen Natur nicht zu vereinbaren sei. Er giebt zu, daß sich die Realisirung des socialistischen Gedankens auf zweifache Art denken lasse, entweder nach dem Princip, daß die Entschädigung der Arbeiter nach Maßgabe ihrer Leistung erfolgt, oder nach dem Grundsatz, daß sie völlig gleich sein muß. Für den Fall der Anwendung des ersteren Grundsatzes, welcher alle von dem Verfasser aufgezählten Schwierigkeiten beseitigen würde, — wird uns nur das Argument entgegengehalten: „Dann möchte ich nicht Centralleitung sein", im Uebrigen wird die andere Annahme, daß eine gleiche Arbeitsentschädigung für Alle im „Zukunftsstaat" erfolgen werde, der nachfolgenden Deduction zu Grunde gelegt. Nun wird auseinandergesetzt, daß ein solches Staatswesen unmöglich Bestand haben könne, da es an seine Bürger Anforderungen stelle, die dem Charakter, der Natur der Menschen zuwiderlaufen. Hauptsächlich drei Grundtriebe der menschlichen Natur würden unübersteigliche Hindernisse bieten, erstens der Trieb nach Ehre und Auszeichnung, zweitens das Freiheitsgefühl, der Drang nach persönlicher Selbstständigkeit, drittens die Unwirthschaftlichkeit der Menschen.

Wie man sieht, schwebt diese Beweisführung vollkommen in der Luft. Niemand hat verlangt, daß die gleiche Arbeitsentschädigung an den Anfang der socialistischen Reformen gestellt werden soll, es ist vielmehr selbstverständlich, daß, wenn eine derartige Form überhaupt beliebt wird, sie den Schluß der Gesammtentwickelung bildet. Bevor indeß an einen

derartigen Schritt zu denken ist, müssen alle staatlichen Reformen, die auf unserm Parteiprogramm als die nächstliegenden bezeichnet werden, nicht nur erfüllt sein, sondern auch bereits eine gewisse Zeit hindurch functionirt haben. Der sociale Geist muß die Oekonomie des Landes und die Gemüther des Volkes bereits fest beherrschen, ehe der Ausbau des Staates vollendet werden kann. Zugleich muß die Kultur so weit fortgeschritten sein, daß die Arbeitszeit im Allgemeinen kurz und die Leistung bedeutend ist. Man versuche nur, die Consequenzen der einzelnen Programmpunkte zu durchdenken und dann sich klar zu machen, wie ein Staatswesen beschaffen sein muß, welches — zunächst noch frei von dem eigentlichen Communismus — nach diesen Maximen in ihrer Gesammtheit Jahre hindurch geleitet wird. Schon die Forderung der progressiven Einkommensteuer ist von einer eminent revolutionären Kraft und birgt in sich eine gewaltige Fülle der weittragendsten socialen Maßnahmen. Ein Staat, in welchem alle Forderungen des Gothaer Programms verwirklicht sind, läßt mehr mit sich anfangen, als der moderne. Es scheint uns ferner keineswegs ausgemacht, daß die menschliche Natur immer genau dieselben Charakterzüge aufweisen wird, die sie heute besitzt. Auch die Menschennatur ist der Wandlung fähig, wie ein Blick auf die gesammte Kulturgeschichte lehrt, und wenn heute gewisse hervorstechende Charaktereigenschaften mit dem Menschen unlöslich verbunden erscheinen, so liegt dies nur daran, daß bis jetzt noch nichts gethan worden ist, um sie abzuschwächen, zu beseitigen. Man weiß ja noch gar nicht, welche Wirkung eine Volkserziehung ausüben wird, welche Allen in gleichem Maße zugänglich ist, man weiß noch nicht, wie die Bürger eines Staates beschaffen sein werden, deren ungebildetster weit über dem heutigen Bildungsdurchschnitt steht. Wenn es wahr ist, daß jede Ursache ihre Wirkung hat, so muß auch ein gutes Werk gute Früchte tragen, eine hohe Volksbildung muß ein edles, selbstloses Volk erzeugen.

Sehen wir uns die drei vom Verfasser besonders betonten Grundzüge der menschlichen Natur näher an. Der Trieb nach Ehre und Auszeichnung soll angeblich mit der Gleichheit unverträglich sein. Da es sich hier nur um eine Gleichheit auf ökonomischen Gebiete, im Punkte des Lebensgenusses, handeln kann, so würde der Trieb nach Ehre den Bestand des Staates nicht gefährden, da für seine Entfaltung noch zahlreiche andere Gebiete bleiben, auf denen kein Socialist eine absolute Gleichheit einführen will. Ferner soll der Trieb nach Freiheit, nach persönlicher Selbstständigkeit den Menschen die Unterordnung unter den „Zukunftsstaat" unmöglich machen, da Freiheit gleichbedeutend sei mit „Ausbeutung des Schwachen durch den Starken." Diese Definition des Freiheitsbegriffes ist so schwach, daß wir uns nicht versucht fühlen, sie auszubeuten. Unter Freiheit verstehen wir allerdings das Recht des Menschen, zu thun und zu lassen, was er will, — aber dieses Recht enthält ganz von selbst die Einschränkung, daß der Einzelne nichts thun oder lassen darf, was die Freiheit der anderen Menschen, die für sich dasselbe Recht in Anspruch nehmen können, verkürzt. Die wahre Freiheitsliebe, welche die Rücksichtnahme auf die Freiheit der Mitmenschen und der Gesammtheit zur Bedingung hat, kann dem socialistischen Staate nur förderlich sein. Wenn der Verfasser freilich meint, der Mensch würde später nicht mehr die Freiheit haben, seinen Beruf zu wählen und seine Konsumtion zu bestimmen, so sind wir sicher, daß er diesen Einwand selbst widerlegen könnte, wenn er etwas mehr guten Willen hierzu hätte. Dann würde er sich wohl vorstellen können, daß der „Zukunfts-Staat" auf die Wünsche der Gesellschaftsglieder mindestens ebenso viel Rücksicht nehmen kann, als der Klassenstaat. Ebenso kann der Verfasser bei gutem Willen seine Ansichten betreffs der Unwirthschaftlichkeit der Menschen selbst korrigiren.

Die wirksamste Kritik dieses letzten Theiles der Schrift enthalten folgende Worte der „Zukunft", die wir dem Aufsatz: „Der Socialismus und die Wissenschaft", womit dieses Blatt sein 1. Heft eröffnete, entnehmen:

„Es giebt einen Punkt, wo wir selbst warnen müssen, einer besonderen Neigung keinen allzuweiten Spielraum auf Kosten des Gesammtwohlbefindens zu gönnen. Bei dem Bestreben, ökonomische Ersparnisse zu machen, muß immer im Auge behalten werden, daß nicht diese der Endzweck sind, sondern die durch sie erzielte Steigerung des Glücks der Menschen. Würden nun andere Triebe und Neigungen, die ebenfalls zum Glücke beitragen, in ihrer Befriedigung beeinträchtigt, wenn das

Sparsystem eine gewisse Grenze überschritte, so müßte wohl abgewogen werden, bei welcher Art und Weise das Gesammtglück der Menschen am meisten gefördert wird. An der Nichtbeachtung dieser Regel ist schon mancher Socialist gescheitert und hat den Vorwurf des Doctrinarismus und Utopismus ertragen müssen. — So wäre es, um ein Beispiel anzuführen, gewiß eine große wirthschaftliche Ersparniß für den socialistischen Staat, wenn seine Bürger alle in gemeinschaftlichen Hôtels wohnen, an gemeinsamen Tafeln speisen wollten. Es müßte jedoch, ehe man eine solche Einrichtung empfehlen könnte, jedenfalls erst gefragt werden, ob das Wohnen und Speisen in getrennten Familien nicht gewisse Vorzüge nnd Annehmlichkeiten in den Augen vieler Menschen besitzt, und ob eventuell die wirthschaftlichen Ersparnisse so bedeutend wären, daß sie die durch das Aufgeben des Familienlebens möglicherweise entstehenden Nachtheile aufwiegen würden. — Wir wollen keineswegs mit ja oder nein entscheidend einer eingehenden und alle Verhältnisse berücksichtigenden Untersuchung vorgreifen, sondern nur den Weg andeuten, den sie zu gehen haben wird."

Und hierbei könnte sich auch Herr Dr. Schäfer beruhigen. Sch.

L. Aschieri. Della questione sociale. Pensieri. (Bologna, tipografia editrice del commercio. 1877. 299 und LXXXIV S.)

Herr Aschieri ist weder ein Socialist, noch ein Nationalökonom, es ist einer der ein wenig philosophischen, hauptsächlich aber neuchristlichen Philanthropen, die in Italien so zahlreich sind. Diese Schriftsteller beschränken sich gewöhnlich darauf, den Arbeitern Tugend und Sparsamkeit zu predigen und die Socialisten zu insultiren. Der Verfasser der „Questione sociale" steht höher als die Majorität Derer, die zu seiner Partei zu rechnen sind; er erkennt an, daß der Klassenkampf entfesselt ist, und daß man, wenn keine klugen Reformen ausfindig gemacht werden, der socialen Revolution entgegentreibt. „Reiche," ruft er aus, „laßt euren Egoismus fahren, begnügt euch nicht damit, den Arbeitern die Religion, die Moral, die Sparsamkeit zu predigen, während ihr selbst in Müssiggang, Corruption und Verschwendung lebt; eröffnet eine Aera der Pflichten; nehmt die moralischen und ökonomischen Reformen selbst in die Hand, oder die Internationalisten werden sich in Marsch setzen, mit dem schrecklichen Rufe: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten," und dann wehe eurer Gesellschaft!"

Das klingt sehr revolutionär: in den einzelnen Ausführungen aber ist der Verfasser sehr conservativ, ja, was die Religion und Familie betrifft, selbst reactionär.

Er trennt nicht einmal die Moral von der Religion, und da die von ihm vorgeschlagene Reform wesentlich moralischer Natur ist, so schließt er logischer Weise auf die Nothwendigkeit eines religiösen Wiederauflebens, und zwar eines christlichen. Das führt ihn dazu, Lanzen — aber nicht sehr gefährliche — gegen den Atheismus und Materialismus zu brechen, die er für verbrecherisch erklärt. Seine Beweisführungen bestehen in Citaten aus Bourdaloue oder Gioberti, Massillon oder Mazzini, Laboulaye oder Tomaseo. Der Materialismus hat Anspruch auf ernstere Beweisführung.

Herr Aschieri findet auch, daß die Familie nicht autoritäre Gewalt genug besitzt. Aus der Frau will er indessen eine Erzieherin machen.

Es sind hier und da in seinem Buche einige interessante Abschnitte, z. B. diejenigen, die sich auf den Luxus und auf die Maschinen beziehen. Die Reformen, welche der Verfasser im Auge hat, kann man nicht deutlicher bezeichnen, als so: Moralisirung der Reichen und der Armen; Ermahnung der Reichen zum Wohlwollen, der Armen zu Sparsamkeit und Pflichtgefühl. Herr Aschieri ist von guten Absichten erfüllt; er spricht, in Italien etwas Seltenes, von den Socialisten und Internationalisten, ohne sie zu beleidigen; aber trotz des Titels seines Buchs: die eigentlich sociale Frage hat er nicht untersucht. B. M.

Riordinamento sociale, per l'Avvocato C. T. (Napoli, Stabilimento tipografico partenopeo. 1877. 164 S.)

Dieses Buch ist bei Weitem kühner als das eben besprochene von Aschieri. Es ist mehr eine literarische Abhandlung über den Socialismus als eine eigentliche strenge Studie; aber der Verfasser fühlt lebhaft

das sociale Elend und brandmarkt es mit Beredsamkeit und großem Aufwand poetischer Citate. Der Grundgedanke des Riordinamento sociale kann ungefähr so zusammengefaßt werden:

„Das Leben ist nicht nothwendigerweise ungerecht und schlecht, das Elend und die moralischen Leiden sind nur das Resultat der schlechten socialen Organisation; sie können und müssen verschwinden. Religion, Gesellschaft, Staat, Familie müssen reformirt werden. Die wahre und einzige Religion ist diese: Liebe zu Gott, Nächstenliebe. Alle anderen sind falsch und verderblich. In der Gesellschaft muß das individuelle Eigenthum erhalten werden; aber dies Eigenthum muß die Frucht persönlicher Arbeit sein. Alles, was man besitzt, ohne producirt zu haben, besitzt man ungerechterweise; folglich ist das Erbschaftsrecht eine Ungerechtigkeit. Der Staat war bisher dem Volke verderblich; um seine hohe Mission zu erfüllen, muß er sich nach dem Grundsatz umgestalten: Politische Oberherrschaft durch moralische Oberherrschaft.

Besonders aber in der Familie sind tiefe Reformen nothwendig. Die unauflösbare Ehe ist widersinnig, weil jede rechtliche Verpflichtung auf Lebenszeit der menschlichen Natur zuwiderläuft. Die Heirath mit Scheidung setzt die Nachkommenschaft allen Arten von Uebeln aus; es giebt nur ein Heilmittel: die radicale Aufhebung der Familie. Alle Menschen müssen die Berechtigung der Zeugung erhalten; die Erzeuger dürfen nicht vergessen, daß die physischen und moralischen Eigenschaften ihrer Kinder von ihnen abhängen und müssen demgemäß handeln. Die häusliche Erziehung ist den Eltern lästig und den Kindern schädlich; es wird dabei zu wenig Rücksicht auf die Hygiene und auf richtige Erziehung genommen; sie ist der freien Entwickelung der Berufsneigungen hinderlich; es ist also nöthig, den Eltern die Kinder zu nehmen, um sie auf Kosten der Gesellschaft nach ihrer körperlichen Constitution und ihren Talenten zu erziehen.

An den geeignetsten Oertlichkeiten jeden Landes sollen sich die Schulen der Gemeinde oder des Staates erheben. Dorthin wird das Kind gebracht, sobald es geboren ist. Ausgezeichnete Aerzte prüfen seine physische Beschaffenheit und vertrauen es der Amme an, die am besten für es paßt; sobald es das gehörige Alter erreicht hat, ertheilt man ihm Unterricht; dann erforscht man, zu welchem Beruf es die Natur bestimmt hat; ist es intelligent, so wird man es intellectuelle Arbeiten machen lassen, wenn nicht, materielle. Ist der Zögling der Gesellschaft erwachsen, so tritt er unterrichtet und wohl gerüstet in das Leben ein und hat Niemanden über sich als die Gesetze und Die, welche mehr wissen als er.

Würde man so die Gesellschaft organisiren, so würden kein Elend, keine Leiden mehr existiren, das Weib wäre nicht mehr eine verbotene Frucht, eine ewige Ursache der Verdammniß, es wäre der süßeste Freund, der angenehmste Gefährte des Mannes, und dieser hätte weder die Macht noch die Grausamkeit, sie zu tyranniſiren. Die Menschen unterschieden sich fortan weder durch die Geburt noch den Besitz; sie würden alle zärtliche Brüder sein; die socialen Ungerechtigkeiten verschwänden. Kein Familienunglück wäre mehr zu fürchten. Die Freundschaft der Freunde würde das Leben verschönen, das Lächeln der jungen Mädchen den Männern den Himmel öffnen; die Liebe würde sich nicht mehr verkaufen, würde nicht mehr das Gift der Seele sein, sondern das Wunder des Himmels und der Erde, die Hervorbringerin großer Gedanken. Das Eigenthum wäre die Frucht der persönlichen Arbeit, würde geheiligt, wie die menschliche Person."

Wie man sieht, haben wir es mit einem Utopisten zu thun, welcher von der socialistischen Bewegung unseres Jahrhunderts nicht unterrichtet zu sein scheint. Kein kritischer Geist hat seine Träume gestört und ihn gezwungen, seine Gedanken reifen zu lassen. Aber Herr C. T. hat edle Gefühle ausgedrückt, hat Beweise von einer Verachtung der Vorurtheile gegeben, welche in dieser Zeit des Opportunismus und der Heuchelei nicht gering zu schätzen ist. Und wenn sich der Verfasser des Riordinamento sociale die Mühe geben will, die Meister des Socialismus zu lesen, die ökonomischen Erscheinungen zu studiren und die sociale Bewegung zu verfolgen, zu der die Proletarier die Initiative ergriffen haben, so wird er dem Socialismus große Dienste leisten können, zumal in Italien, wo die socialistischen Schriftsteller so selten sind. B. M.

Die Lösung der socialen Frage vom Standpunkte der Wirklichkeit und Praxis. Von einem praktischen Staatsmanne. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1878. 156 S.)

Diese Schrift ist zwar nicht, so wenig wie die von demselben Verfasser vor Kurzem veröffentlichte „Kritik der Schäffle'schen Quintessenz" bedeutend zu nennen, jedoch muß anerkannt werden, daß sie sich auf einem Standpunkte bewegt, der nicht von den gewöhnlichen Vorurtheilen befangen ist. — Ein eigenes politisches Bekenntniß tritt nicht ganz klar hervor; doch scheint es dem „praktischen Staatsmann" am liebsten zu sein, wenn das Königthum die sociale Frage in die Hand nähme; nur unter dieser Voraussetzung, meint er, habe es noch Aussicht für die Zukunft. Im Zusammenhang damit steht das Betonen des Religiösen, obgleich auch hier der Verfasser sich einer anerkennenswerthen Objectivität befleißigt und z. B. die religiöse Heuchelei der gebildeten Klassen nach Gebühr geißelt. Als praktische sociale Forderungen werden folgende Punkte aufgestellt: die Bildung eines Arbeits-Ministeriums, welches „den Widerstand der manchesterlichen Bureaukratie brechen" soll und den Weg anzubahnen hätte, daß die Arbeitskraft des Volkes in möglichst vollständiger und lohnender Weise verwerthet werde. „Zugleich würde damit — und das hält der Verfasser für überaus wichtig — die Möglichkeit gegeben und der Anfang gemacht, der bisherigen Gewerbe-Anarchie und der dadurch bedingten Vergeudung und Brachlegung der Arbeitskraft ein Ende zu machen und sich den Postulaten des Socialismus zu nähern, welche die Beseitigung des heutigen Raubbaues, der durch nichts gezügelten Concurrenz, des daher originirenden periodischen Schwankens zwischen Ueberproduction und Krach, sowie die Vermeidung der dadurch erwachsenden Unkosten und Verluste nicht mit Unrecht verlangen." Die nächste und bahnbrechende Aufgabe dieser neuen Behörde sollte sein eine „gründliche und unparteiische Enquête über die vorhandene Arbeitskraft, deren Verwendung und Verwerthung; Feststellung des Umfanges und der Gründe der Nicht-Verwendung und Nicht-Verwerthung," besonders aber genaue statistische Ermittelungen über das Verhältniß der Arbeit zum Kapital.

Wenn wir auch nicht so weitgehende Hoffnungen an diese Institutionen knüpfen, wie der Autor — denn ein Arbeits-Ministerium ist an und für sich nicht in der Lage, alle Arbeitskraft zu verwerthen und das Recht auf Arbeit, wie derselbe meint, wahr zu machen — so dürfen wir doch jedenfalls denselben zustimmen und einen Fortschritt in ihnen erkennen; mindestens wird „die verlangte sociale Enquête, sobald sie nur im rechten Geiste und mit den rechten Mitteln durchgeführt wird, Thatsachen zu Tage fördern, welche so laut und durchdringend reden werden, daß sich Niemand dem Eindruck dieser Sprache zu entziehen vermag," bemerkt der Verfasser sehr richtig. — Weiter verlangt er, daß die Wuchergesetze wieder hergestellt werden, und daß der Normalarbeitstag eingeführt werde; ferner eine Wiederherstellung der Taxen, angewandt auf die heutige industrielle Arbeit und den betreffenden Arbeitsverdienst. Man sieht, er geht in der Anerkennung socialistischer Forderungen schon recht weit und hoffentlich ist es ihm wirklich Ernst mit der von ihm ausgesprochenen Ueberzeugung: es gebe nur ein Radicalmittel gegen den Socialismus und das sei: „Die Nichtbesitzenden zu Besitzenden zu machen und dadurch fortschreitend die Arbeit aus der „Lohnknechtschaft des Kapitals" zu befreien ...."

H.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer, S. 553, 1. Spalte, Zeile 9 v. u. muß gelesen werden statt Seltenartiges — Sectenartiges. S. 562, am Schluß des Artikels „Zur wirthschaftlichen Krisis", drittletzte Zeile, sind nach Socialdemokratie die Worte „zu erlassen" ausgefallen.

Für die Redaction verantwortlich: J. Auer in Berlin.